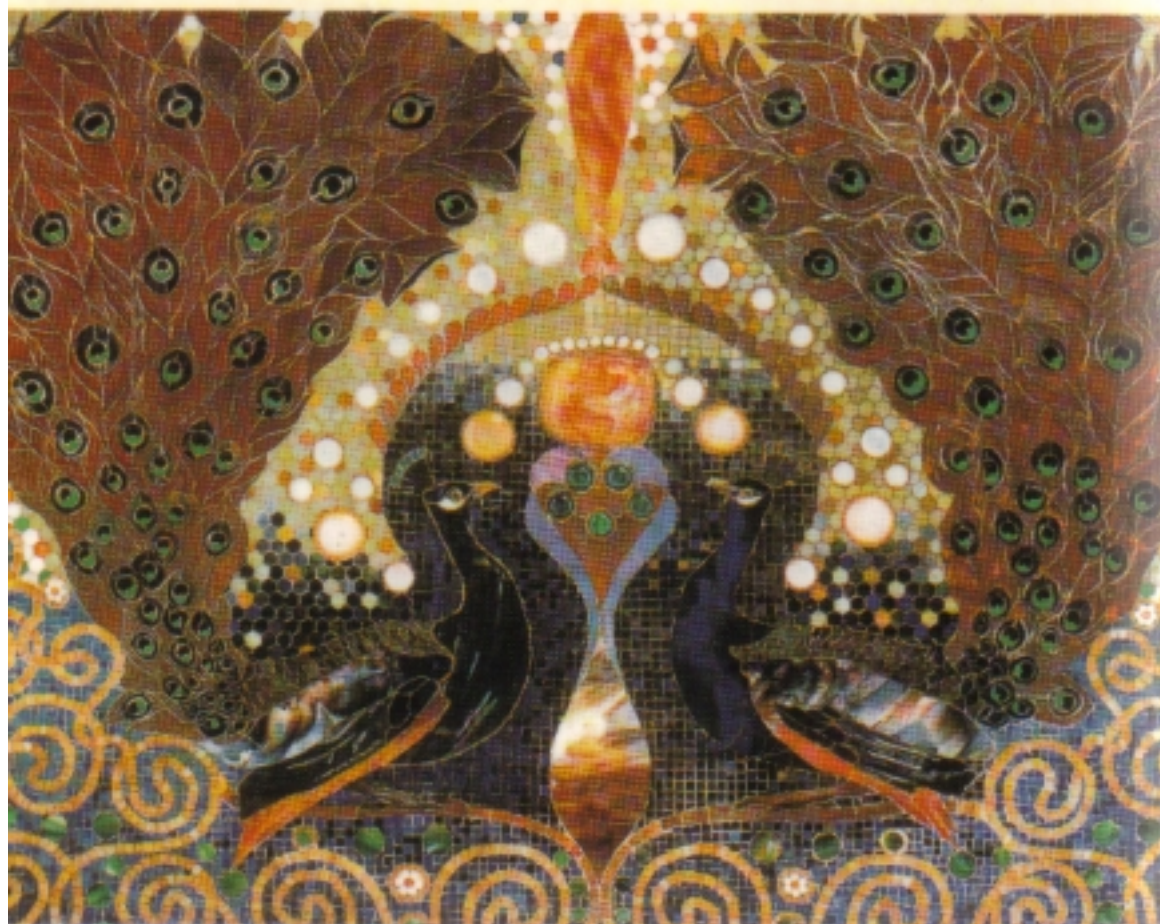


dtv

Oscar Wilde
Der glückliche Prinz
und andere Märchen



dtv



Digitalisiert vom Booklibri 2003.

Wildes poetische Kunstmärchen, die 1888 erstmals erschienen, erzählen von Liebe und Gemeinschaft, von Kälte und Selbstsucht. In ihnen wird die Frage nach dem rechten Leben gestellt und die Suche des Menschen nach Glück beschrieben. In der Schlichtheit der Märchenform, verhüllt unter einem schönen Schein und mit »wundervoll geschliffenen Worten« (Hugo von Hofmannsthal), reißt der Dichter dem Leben die Maske ab, beraubt es seines schönen Scheins, hinter dem jedoch neuer Glanz hervorbricht.

Oscar Fingal O'Flahertie Wilh Wilde wurde am 16. Oktober 1854 in Dublin als Sohn eines Arztes und einer Dichterin geboren und starb am 30. November 1900 in Paris. Er studierte mit glänzendem Erfolg in Dublin und Oxford. Seinen Ruhm begründete der gefeierte Dandy mit dem aufsehenerregenden Roman >Das Bildnis des Dorian Gray< (dtv 12466), mit seinen brillanten Theaterstücken und nicht zuletzt mit seinen Kunstmärchen.

Oscar Wilde

Der glückliche Prinz und andere Märchen

Aus dem Englischen übertragen
und mit einem Nachwort von
Wolfram Benda

Mit fünf Radierungen von Peter Klitsch

Deutscher Taschenbuch Verlag

Titel der Originalausgabe:
>The Happy Prince and other Tales<
(London)

November 2000
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

© 1982, 2000 The Bear Press, Dr. Wolfram Benda, Bayreuth
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: >Peacock Mosaio (1890- 91) von Louis Comfort Tiffany
Satz: OREOS GmbH., Waakirchen
Gesetzt aus der 11/14,9' Dante MT auf Apple Macintosh Quark XPress
Druck und Bindung: C.H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany • ISBN 3-423-12838-0

INHALT

Der glückliche Prinz
11

Die Nachtigall und die Rose
26

Der selbstsüchtige Riese
36

Der ergebene Freund
45

Die besondere Rakete
62

Nachwort
77



Der glückliche Prinz

WEIT ÜBER DER STADT, auf einer hohen Säule, befand sich das Standbild des glücklichen Prinzen. Er war über und über mit dünnen Blättchen feinen Goldes bedeckt, als Augen hatte er zwei hell leuchtende Saphire, und ein riesiger roter Rubin erglühete auf seinem Schwertknauf.

Er wurde wirklich sehr bewundert. »Er ist ebenso schön wie ein Wetterhahn,« bemerkte einer der Stadträte, dem daran gelegen war, sich einen guten Ruf in Kunst- und Geschmacksdingen zu verschaffen; »nur nicht ganz so nützlich,« fügte er hinzu, da er befürchtete, die Leute könnten ihn für unpraktisch halten, was er nun wirklich nicht war.

»Weshalb kannst du nicht wie der glückliche Prinz sein?« forderte eine kluge Mutter von ihrem kleinen Jungen, der nach Unmöglichem verlangte. »Der glückliche Prinz träumt nicht einmal davon, irgend etwas zu verlangen.«

»Ich bin froh, dass es jemanden auf der Welt gibt, der ganz glücklich ist,« murmelte ein tief enttäuschter Mann, während er das wundervolle Standbild betrachtete.

»Er sieht genau wie ein Engel aus,« sagten die Waisenkinder, als sie aus der Kathedrale kamen in ihren leuchtend roten Mänteln und ihren sauberen weißen Schürzchen.

»Woher wollt ihr das wissen?« entgegnete der Mathematiklehrer, »ihr habt doch noch nie einen gesehen.«

»O doch, das haben wir, in unseren Träumen,« erwiderten die Kinder; und der Mathematiklehrer runzelte die Stirn und setzte ein sehr strenges Gesicht auf, denn er hieß es nicht gut, wenn Kinder träumten.

Eines Nachts flog ein kleiner Schwälberich über die Stadt. Seine Freunde waren vor sechs Wochen nach Ägypten gezogen, er jedoch war zurückgeblieben, denn er hatte sich in die wunderschönste Binse verliebt. Er

hatte sie zu Beginn des Frühlings getroffen, als er einer großen gelben Motte flussabwärts nachflog, und war von ihrem schlanken Wuchs so angezogen worden, dass er angehalten hatte, um mit ihr zu sprechen.

»Soll ich dich lieben?« sagte der Schwälberich, der gerne gleich zur Hauptsache kam, und die Binse machte vor ihm eine tiefe Verbeugung. Also flog er immer wieder um sie herum, berührte das Wasser mit seinen Flügeln und erzeugte feine silberne Wellen. Dies war sein Liebeswerben, und es währte den ganzen Sommer hindurch.

»Das ist eine lächerliche Zuneigung,« zwitscherten die anderen Schwalben, »denn sie hat kein Geld und bei weitem zu viele Verwandte;« und in der Tat war der Fluss voller Binsen. Dann, als der Herbst kam, flogen sie alle weg.

Nachdem sie fortgezogen waren, fühlte er sich sehr einsam und begann seiner Geliebten überdrüssig zu werden. »Sie hat keine Konversation,« sagte er, »und ich fürchte, sie ist auch eine Kokette, denn sie flirtet immer mit dem Wind.« Und zweifelsohne machte die Binse, immer

wenn der Wind wehte, die anmutigsten Verbeugungen. »Ich gebe zu, dass sie häuslich ist,« fuhr er fort, »aber ich reise gerne, und folglich sollte meine Frau auch gerne reisen.«

»Wirst du mit mir kommen?« sagte er schließlich zu ihr; die Binse jedoch schüttelte den Kopf, sie hing sehr an ihrem Heim.

»Du hast nur mit mir gespielt,« rief er, »ich mache mich auf zu den Pyramiden. Lebe wohl!« und er flog fort.

Den ganzen Tag lang flog er, und nachts erreichte er die Stadt. »Wo soll ich unterkommen?« sprach er; »ich hoffe, die Stadt hat Vorbereitungen getroffen.«

Da erblickte er das Standbild auf der hohen Säule. »Hier will ich absteigen,« rief er; »das ist ein schönes Plätzchen mit viel frischer Luft.« Und so ließ er sich genau zwischen den Füßen des glücklichen Prinzen nieder.

»Ich habe ein goldenes Schlafzimmer,« sagte er leise zu sich selbst, während er um sich blickte, und schickte sich an, schlafen zu gehen; doch gerade als er

den Kopf unter seinen Flügel stecken wollte, fiel ein großer Wassertropfen auf ihn hernieder. »Wie seltsam!« rief er, »keine einzige Wolke ist am Himmel, die Sterne sind ganz hell und klar, und dennoch regnet es. Das Klima im Norden von Europa ist wirklich schrecklich. Die Binse mochte den Regen, doch das war lediglich ihr Egoismus.«

Da fiel ein weiterer Tropfen.

»Welchen Zweck hat ein Standbild, wenn es den Regen nicht abhalten kann?« sprach er; »ich muss mich nach einem geeigneten Kaminsims umsehen,« und er beschloss wegzufiegen.

Doch ehe er noch seine Flügel öffnen konnte, fiel ein dritter Tropfen, und er schaute auf und sah - Oh! was sah er?

Die Augen des glücklichen Prinzen waren mit Tränen gefüllt, und Tränen liefen seine goldenen Wangen hinunter. Sein Gesicht war so schön im Mondlicht, dass der kleine Schwälberich von Mitleid erfüllt wurde.

»Wer bist Du?« sprach er.

»Ich bin der glückliche Prinz.«

»Weshalb weinst Du dann?« fragte der Schwälberich; »Du hast mich ganz nass gemacht.«

»Als ich am Leben war und ein menschliches Herz hatte,« entgegnete das Standbild, »wusste ich nicht, was Tränen sind, denn ich lebte im Palast Sanssouci, den die Sorge nicht betreten darf. Tagsüber spielte ich mit meinen Gefährten im Garten, und abends führte ich den Tanz in der Großen Halle an. Um den Garten herum lief eine sehr hohe Mauer, aber mir lag nie daran zu fragen, was hinter ihr läge, alles um mich war so wunderschön. Meine Höflinge nannten mich den glücklichen Prinzen, und glücklich war ich in der Tat, wenn Lust und Vergnügen gleichbedeutend sind mit Glück. So lebte ich, und so starb ich. Und nun, da ich tot bin, haben sie mich hier so hoch oben aufgestellt, dass ich die ganze Hässlichkeit und alles Elend meiner Stadt mit ansehen kann, und obgleich mein Herz aus Blei ist, muss ich dennoch weinen.«

»Was, ist er nicht ganz aus Gold?« sprach der Schwälberich zu sich selbst. Er war zu höflich, um solche persönlichen Bemerkungen laut zu machen.

»Weit weg,« fuhr das Standbild mit gedämpfter melodischer Stimme fort, »weit weg in einer kleinen Straße gibt es ein ärmliches Haus. Eines der Fenster ist offen, und dahinter kann ich eine Frau an einem Tische sitzen sehen. Ihr Antlitz ist schmal und verhärmt, und sie hat raue, rote Hände, ganz zerstoichen von der Nadel, denn sie ist eine Näherin. Für die schönste Ehrendame der Königin stickt sie Passionsblumen auf ein Seidenkleid, das diese beim nächsten Hofball tragen will. Auf einem Bett in der Ecke des Zimmers liegt ihr kranker kleiner Junge. Er fiebert, und er bittet um Orangen. Seine Mutter kann ihm nichts anderes als Flusswasser geben, und deshalb weint er. Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe, willst du ihr nicht den Rubin von meinem Schwertknauf bringen? Meine Füße sind an diesen Sockel gebunden, und ich vermag mich nicht zu rühren.«

»Ich werde in Ägypten erwartet,« entgegnete der Schwälberich. »Meine Freunde fliegen den Nil auf und ab und sprechen mit den großen Lotosblumen. Bald werden sie im Grab des großen Königs schlafen gehen. Der König selbst liegt dort in seinem bemalten Sarg. Er ist in gelbes Linnen gehüllt und mit Spezereien einbalsamiert. Um seinen Hals ist eine Kette aus blassgrüner Jade, und seine Hände gleichen verdorrten Blättern.«

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe,« sagte der Prinz, »willst du nicht eine Nacht lang bei mir bleiben und mein Bote sein? Der Junge ist so durstig und die Mutter so traurig.«

»Ich glaube nicht, dass ich Jungen mag,« erwiderte der Schwälberich. »Letzten Sommer, als ich am Flusse lebte, waren da zwei rüde Jungen, die Söhne des Müllers, die immerzu mit Steinen nach mir warfen. Natürlich trafen sie mich nie; wir Schwalben fliegen dafür viel zu gut, und außerdem entstamme ich einer Familie, die ihrer Behändigkeit wegen berühmt ist; aber trotzdem, es war ein Zeichen der Geringschätzung.«

Der glückliche Prinz sah jedoch so niedergeschlagen aus, dass er dem kleinen Schwälberich leid tat. »Es ist sehr kalt hier,« sprach er; »doch ich will eine Nacht lang bei Dir bleiben und Dein Bote sein.«

»Ich danke dir, kleine Schwalbe,« entgegnete der Prinz.

So pickte der kleine Schwälberich den großen Rubin vom Schwert des Prinzen und flog mit ihm im Schnabel über die Dächer der Stadt.

Er kam am Turm der Kathedrale vorbei, auf dem gemeißelte weiße Marmorengel standen. Er flog am Palast vorbei und vernahm den Klang von Tanzmusik. Ein schönes Mädchen trat mit seinem Liebhaber auf den Balkon. »Wie wunderschön die Sterne sind,« sagte er zu ihr, »und wie wunderbar ist die Macht der Liebe!« »Ich hoffe, mein Kleid wird rechtzeitig fertig zum Staatsball,« antwortete sie; »ich habe angeordnet, dass Passionsblumen darauf gestickt werden sollen; doch die Näherinnen sind so faul.«

Er flog über den Fluss und sah die Laternen an den Schiffsmasten hängen. Er flog über das Ghetto und sah, wie die alten Juden miteinander handelten und auf kupfernen Waagen Geld auswogen. Zuletzt kam er zu dem armseligen Haus und schaute hinein. Der Junge warf sich im Fieber auf seinem Bett hin und her, und die Mutter war vor Müdigkeit eingeschlafen. Er hüpfte hinein und legte den großen Rubin auf den Tisch neben den Fingerhut der Frau. Dann flog er sanft um das Bett herum und fächelte der Stirn des Jungen mit seinen Flügeln Kühlung zu. »Wie kühl mir ist,« sagte der Junge, »es muss mir schon besser gehen;« und er versank in einen köstlichen Schlummer.

Da flog der Schwälberich zurück zu dem glücklichen Prinzen und berichtete ihm, was er getan hatte. »Es ist seltsam,« bemerkte er, »aber mir ist jetzt ganz warm, obgleich es so kalt ist.«

»Das ist so, weil du Gutes getan hast,« entgegnete der Prinz. Und der kleine Schwälberich begann nachzudenken und schlief darüber ein. Denken machte ihn stets schläfrig.

Als es tagte, flog er hinunter zum Fluss und nahm ein Bad. »Was für ein bemerkenswertes Phänomen,« sagte der Professor der Ornithologie, als er gerade die Brücke überquerte. »Eine Schwalbe im Winter!« Und er verfasste darüber einen ausführlichen Brief an die Lokalzeitung. Jedermann zitierte ihn; er war voller Wörter, die man nicht verstehen konnte.

»Heute nacht fliege ich nach Ägypten,« sagte der Schwälberich und war deshalb bester Laune. Er besuchte alle öffentlichen Denkmäler und saß lange Zeit auf der Spitze des Kirchturms. Überall, wo er hinkam, zwitscherten die Spatzen und sagten zueinander, »Was für ein vornehmer Fremdling!«, und dies genoss er außerordentlich.

Als der Mond aufging, flog er zu dem glücklichen Prinzen zurück. »Hast Du irgendwelche Aufträge für Ägypten?« rief er; »ich fliege gleich los.«

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe,« entgegnete der Prinz, »willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?«

»Ich werde in Ägypten erwartet,« erwiderte der Schwälberich. »Morgen werden meine Freunde zu dem Zweiten Wasserfall hinauffliegen. Das Flusspferd liegt dort zwischen den Binsen, und auf einem großen Thron aus Granit sitzt der Gott Memnon. Die ganze Nacht lang beobachtet er die Sterne, und wenn der Morgenstern aufgeht, stößt er einen Freudenschrei aus, und danach ist er still. Mittags kommen die gelben Löwen zum Rand des Wassers hinunter, um zu trinken. Ihre Augen gleichen grünen Beryllen, und ihr Brüllen ist lauter noch als das Brüllen des Wasserfalls.«

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe,« sagte der Prinz, »weit entfernt, am äußern Ende der Stadt, sehe ich einen jungen Mann in einer Dachstube. Er beugt sich über einen Tisch, der mit Papieren übersät ist, und in einem Wasserglase neben ihm ist ein Strauß verwelkter Veilchen. Sein Haar ist braun und kraus, und seine Lippen sind rot wie Granatäpfel, und er hat große und träumerische Augen. Er versucht, ein Schauspiel für den Theaterdirektor zu vollenden, doch

ihm ist zu kalt, um weiterzuschreiben. Im Herd ist kein Feuer, und der Hunger hat ihm die Kraft genommen.«

»Ich will noch eine weitere Nacht bei Dir bleiben,« sagte der Schwälberich, der wirklich ein gutes Herz besaß. »Soll ich ihm auch einen Rubin bringen?«

»Ach! ich habe keinen Rubin mehr,« entgegnete der Prinz; »meine Augen sind alles, was mir geblieben ist. Sie sind aus seltenen Saphiren gemacht, die man vor tausend Jahren aus Indien herbrachte. Picke einen heraus und bringe ihn zu ihm. Er wird ihn an den Juwelier veräußern und Nahrung und Feuerholz kaufen und sein Schauspiel vollenden.«

»Lieber Prinz,« sprach der Schwälberich, »das kann ich einfach nicht machen;« und er begann zu weinen.

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe,« versetzte der Prinz, »tu, wie ich dir befehle.«

So pickte der Schwälberich dem Prinzen das Auge aus und flog zur Dachkammer des Poeten. Es war einfach genug hineinzukommen, da das Dach ein Loch hatte. Durch dieses flog er wie ein Pfeil und gelangte so in den Raum. Der junge Mann hielt den Kopf in seinen Händen begraben, und deshalb nahm er das Flattern der Vogelflügel nicht wahr, und als er auf sah, fand er den wunderschönen Saphir, der auf den verwelkten Veilchen lag.

»Man fängt an, mich anzuerkennen,« rief er; »dies muss von einem großen Bewunderer kommen. Nun kann ich mein Stück vollenden,« und er sah ganz glücklich aus.

Am nächsten Tag flog der Schwälberich hinunter zum Hafen. Er setzte sich auf den Mast eines großen Handelsschiffes und beobachtete die Seeleute, wie sie mit Seilen riesige Kisten aus dem Schiffsraum emporzogen. »Heeebt an!« schrien sie bei jeder neuen Kiste. »Ich fliege nach Ägypten!« rief der Schwälberich, doch niemand kümmerte sich darum, und als der Mond aufging, flog er zurück zu dem glücklichen Prinzen.

»Ich bin gekommen, um Dir Lebewohl zu sagen,« rief er.

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe,« versetzte der Prinz, »willst du nicht noch eine Nacht bei mir bleiben?«

»Es ist Winter,« antwortete der Schwälberich, »und der eisige Schnee wird bald hier sein. In Ägypten brennt die Sonne auf die grünen Palmbäume, und die Krokodile liegen im Schlamm und blicken träge um sich. Meine Gefährten bauen ein Nest im Tempel zu Baalbek, und die rosafarbenen und weißen Tauben beobachten sie dabei und gurren einander zu. Lieber Prinz, ich muss Dich verlassen, aber ich werde Dich nie vergessen, und im nächsten Frühling werde ich Dir zwei wunderschöne Edelsteine für diejenigen zurückbringen, die Du verschenkt hast. Der Rubin soll röter noch als eine rote Rose sein, und der Saphir soll so blau sein wie das weite Meer.«

»Dort unten auf dem Platz,« sagte der glückliche Prinz, »steht ein kleines Mädchen mit Zündhölzern. Es hat seine Zündhölzer in den Rinnstein fallen lassen, und nun sind alle unbrauchbar. Sein Vater wird es schlagen, wenn es kein Geld nach Hause bringt, und deshalb weint es. Es hat weder Schuhe noch Strümpfe, und sein kleiner Kopf ist unbedeckt. Picke mir mein anderes Auge aus und gib es ihm, und sein Vater wird es nicht schlagen.«

»Ich will eine weitere Nacht bei Dir bleiben,« sagte der Schwälberich, »doch Dein Auge kann ich Dir einfach nicht auspicken. Du wärest dann ja vollkommen blind.«

»Schwalbe, Schwalbe, kleine Schwalbe,« versetzte der Prinz, »tu, wie ich dir befehle.«

Also pickte er dem Prinzen das andere Auge aus und flog pfeilschnell mit ihm hinab. Er schoss an dem Zündholzmadchen vorbei, und unbemerkt ließ er den Edelstein in seine Hand fallen. »Was für ein hübsches Glasstückchen,« rief das kleine Mädchen; und lachend lief es nach Hause.

Da kehrte der Schwälberich zum Prinzen zurück.

»Nun bist Du blind,« sprach er, »also werde ich immerfort bei Dir bleiben.«

»Nein, kleine Schwalbe,« entgegnete der arme Prinz, »du musst nach Ägypten fliegen.«

»Ich werde immer bei Dir bleiben,« versetzte der Schwälberich, und er schlief zu Füßen des Prinzen.

Den ganzen nächsten Tag saß er auf der Schulter des Prinzen und erzählte ihm Geschichten von all dem, was er in fremden Ländern gesehen hatte. Er berichtete ihm von den roten Ibissen, die in langen Reihen an den Ufern des Nils stehen und mit ihren Schnäbeln Goldfische fangen; von der Sphinx, die so alt ist wie die Welt selbst und in der Wüste lebt und alles weiß; von den Kaufleuten, die gemächlich an der Seite ihrer Kamele schreiten und Bernsteinketten in den Händen halten; vom König der Mondberge, der schwarz wie Ebenholz ist und einen großen Kristall anbetet; von der großen grünen Schlange, die in einem Palmbaum schläft; und zwanzig Priester sind da, um sie mit Honigkuchen zu füttern; und von den Pygmäen, die über einen weiten See auf großen breiten Blättern segeln und immer mit den Schmetterlingen in Fehde liegen.

»Liebe kleine Schwalbe,« sprach der Prinz, »du erzählst mir von wunderschönen Dingen, doch wunderlicher als alles ist das Leiden der Männer und der Frauen. Es gibt kein größeres Mysterium als das Elend. Fliege über meine Stadt, kleine Schwalbe, und erzähle mir von dem, was du dort siehst.«

So flog der Schwälberich über die große Stadt und sah, wie die Reichen es sich in ihren wunderschönen Häusern gut gehen ließen, indes die Bettler an den Pforten saßen. Er flog in dunkle Gassen und sah die weißen Gesichter verhungerner Kinder teilnahmslos die schwarzen Straßen anblicken. Unter einem Brückenbogen lagen zwei kleine Jungen eng umschlungen und versuchten sich zu wärmen. »Wir sind so hungrig!« sagten sie. »Ihr dürft hier nicht liegen,« schrie der Wachtmann, und sie irrten hinaus in den Regen.

Da flog er zurück und berichtete dem Prinzen, was er gesehen hatte.

»Man hat mich mit dünnem Gold überzogen,« sagte der Prinz, »du musst es ablösen, Blättchen für Blättchen, und meinen Armen schenken; die Lebenden sind immer der Meinung, dass Gold sie glücklich machen könne.«

Der Schwälberich löste ein Blättchen des dünnen Goldes nach dem anderen ab, bis der glückliche Prinz ganz stumpf und schäbig aussah. Ein Blättchen des dünnen Goldes nach dem anderen brachte er den Armen, und die Gesichter der Kinder blühten auf, und sie lachten und spielten auf der Straße. »Nun haben wir Brot!« riefen sie.

Dann kam der Schnee, und nach dem Schnee kam der Frost. Die Straßen sahen aus, als wären sie aus Silber gemacht, so glänzten und strahlten sie; wie kristallene Dolche hingen lange Eiszapfen von den Dachtraufen der Häuser herab, jedermann ging in Pelzen umher, und die kleinen Jungen trugen scharlachrote Mützen und liefen auf dem Eise Schlittschuh.

Dem armen kleinen Schwälberich wurde immer kälter, doch er verließ den Prinzen nicht, er liebte ihn zu sehr.

Er pickte Krumen vor dem Bäckerladen auf, wenn der Bäcker nicht hinsah, und versuchte sich mit Flügelschlagen warm zu halten.

Aber schließlich wusste er, dass er bald sterben müsse. Er hatte gerade noch Kraft genug, um ein letztes Mal hinauf zur Schulter des Prinzen zu fliegen.

»Lebe wohl, lieber Prinz!« murmelte er, »darf ich Deine Hand küssen?«

»Ich bin froh, dass du jetzt doch nach Ägypten fliegst, kleine Schwalbe,« sprach der Prinz, »du bist hier schon zu lange geblieben; doch du musst mich auf die Lippen küssen, denn ich liebe dich.«

»Ich fliege nicht nach Ägypten,« versetzte der Schwälberich. »Ich begeben mich zum Haus des Todes. Der Tod ist doch der Bruder des Schlafes?«

Und er küsste den glücklichen Prinzen auf die Lippen und fiel tot zu seinen Füßen nieder.

In diesem Augenblick war ein seltsames Krachen im Inneren des Standbildes vernehmbar, als ob etwas zerbrochen wäre. Es war nämlich so, dass das bleierne

Herz mitten entzweigeborsten war. Tatsächlich herrschte ein gar schrecklich strenger Frost.

Früh am nächsten Morgen spazierte der Bürgermeister in Begleitung der Stadträte unten über den Platz. Als sie an der Säule vorüberkamen, schaute er zum Standbild hinauf: »Herrje! wie schäbig der glückliche Prinz aussieht!« sagte er.

»In der Tat, wie schäbig!« riefen die Stadträte, die immer einer Meinung mit dem Bürgermeister waren, und sie gingen näher heran, um ihn zu betrachten.

»Der Rubin ist aus seinem Schwert gefallen, seine Augen sind nicht mehr da, und auch das Gold ist verschwunden,« sagte der Bürgermeister; »er ist wirklich nur wenig besser als ein Bettler!«

»Wenig besser als ein Bettler,« wiederholten die Stadträte.

»Und hier liegt doch tatsächlich ein toter Vogel zu seinen Füßen!« fuhr der Bürgermeister fort. »Wir müssen wirklich eine Proklamation erlassen, dass es Vögeln nicht gestattet ist, hier zu sterben.« Und der Stadtschreiber nahm den Vorschlag zu Protokoll.

Und so rissen sie das Standbild des glücklichen Prinzen ab. »Da er nicht mehr schön ist, ist er auch nicht mehr nützlich,« sagte der Kunstprofessor an der Universität.

Sie schmolzen dann die Statue in einem Brennofen ein, und der Bürgermeister berief eine Gemeindeversammlung ein, um zu entscheiden, was mit dem Metall geschehen solle.

»Selbstredend brauchen wir ein anderes Standbild,« sagte er, »und es soll ein Denkmal von mir sein.«

»Von mir,« sprach jeder der Stadträte, und sie begannen sich zu streiten. Als ich das letzte Mal von ihnen hörte, zankten sie noch immer.

»Wie merkwürdig!« sprach der Aufseher der Arbeiter in der Schmelzhütte. »Dieses gebrochene Bleiherz will nicht im Ofen schmelzen. Wir müssen es

wegwerfen.« Und so warfen sie es auf einen Kechrichthaufen, auf dem auch der tote Schwälberich lag.

»Bringe mir die beiden kostbarsten Dinge der Stadt,« sagte Gott zu einem Seiner Engel; und der Engel brachte Ihm das bleierne Herz und den toten Vogel.

»Du hast recht gewählt,« sprach Gott, »denn in meinem Paradiesgarten soll dieser kleine Vogel für immer singen, und in meiner Stadt aus Gold soll der glückliche Prinz mich lobpreisen.«



Die Nachtigall und die Rose

SIE VERSPRACH, MIT MIR ZU TANZEN, wenn ich ihr rote Rosen brächte,« rief der junge Student aus; »doch in meinem ganzen Garten gibt es keine rote Rose.«

Von ihrem Nest aus in der Steineiche hörte ihn die Nachtigall, und sie lugte durch das Blattwerk und wunderte sich.

»Keine rote Rose in meinem ganzen Garten!« rief er, und seine schönen Augen füllten sich mit Tränen. »Ach, von welchen Kleinigkeiten doch das Glück abhängt! Ich habe alles studiert, was die Weisen niedergeschrieben haben, und alle Geheimnisse der Philosophie sind mir offenbar, doch weil ich einer roten Rose ermangle, ist mein Leben elend geworden.«

»Hier ist endlich ein treuer Liebhaber,« sagte die Nachtigall. »Nacht für Nacht habe ich von ihm gesungen, obgleich ich ihn nicht kannte; Nacht für Nacht habe ich den Sternen seine Geschichte erzählt, und nun erblicke ich ihn. Sein Haar ist dunkel wie die Blüte der Hyazinthe, und seine Lippen sind rot wie die Rose seiner Sehnsucht; doch die Leidenschaft hat sein Antlitz wie mattes Elfenbein werden lassen, und der Kummer hat seiner Miene das Siegel aufgedrückt.«

»Der Prinz gibt morgen Abend einen Ball,« murmelte der junge Student, »und meine Liebe wird auch dabei sein. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, wird sie mit mir bis zum Morgengrauen tanzen. Wenn ich ihr eine rote Rose bringe, werde ich sie in meinen Armen halten, und sie wird ihren Kopf an meine Schulter lehnen, und ihre Hand wird in der meinen ruhen. Doch es gibt keine rote Rose in meinem Garten, so werde ich einsam dasitzen, und sie wird an mir vorübergehen. Sie wird mich nicht beachten, und mir wird das Herz brechen.«

»Dies hier ist wirklich der treue Liebhaber,« sprach die Nachtigall. »Er erleidet, wovon ich singe: was mir Freude ist, bereitet ihm Schmerz. Die Liebe ist wirklich ein wundersam Ding. Sie ist kostbarer als Smaragde und teurer als fein geschliffene Opale. Perlen und Granate können sie nicht erkaufen, noch

wird sie auf dem Markt feilgeboten. Bei den Kaufleuten kann man sie nicht erwerben, noch vermag man sie für Gold aufzuwiegen.«

»Die Musiker werden auf ihrer Galerie sitzen,« sagte der junge Student, »und auf ihren Saiteninstrumenten spielen, und meine Liebe wird zum Klang der Harfe und der Violine tanzen. Sie wird so leicht dahinschweben, dass ihre Füße den Boden nicht berühren, und die Höflinge in ihren farbenfrohen Gewändern werden sich um sie drängen. Aber mit mir wird sie nicht tanzen, denn ich habe keine rote Rose, die ich ihr geben könnte;« und er warf sich aufs Gras nieder und begrub sein Gesicht in den Händen und weinte.

»Weshalb weint er?« fragte eine kleine grüne Eidechse, als sie mit erhobenem Schwänzchen an ihm vorbeilief.

»Weshalb denn nur?« sagte ein Schmetterling, der hinter einem Sonnenstrahl herflatterte.

»Weshalb denn nur?« flüsterte ein Gänseblümchen mit leiser, sanfter Stimme seiner Nachbarin zu.

»Er weint um eine rote Rose,« antwortete die Nachtigall.

»Um eine rote Rose!« riefen sie; »wie lächerlich!«, und die Eidechse, die ein kleiner Zyniker war, lachte geradeheraus.

Doch die Nachtigall wusste die Erklärung für den Kummer des Studenten, und sie saß stumm auf der Eiche und dachte über das Mysterium der Liebe nach.

Plötzlich breitete sie ihre braunen Flügel aus und schwang sich hinauf in die Luft. Wie ein Schatten huschte sie durch den Hain, und wie ein Schatten segelte sie über den Garten.

In der Mitte des Rasenplatzes stand ein wunderschöner Rosenstock, und als sie ihn erblickte, flog sie hinüber zu ihm und ließ sich auf einem Zweig nieder.

»Schenke mir eine rote Rose,« rief sie, »und ich will dir mein lieblichstes Lied singen.«

Doch der Strauch schüttelte seinen Kopf.

»Meine Rosen sind weiß,« erwiderte er; »so weiß wie der Schaum des Meeres und weißer noch als der Schnee auf den Bergen. Doch wende dich an meinen Bruder, der sich um die alte Sonnenuhr rankt, und vielleicht wird er dir geben, wonach du verlangst.«

So flog die Nachtigall hinüber zu dem Rosenstrauch, der sich um die alte Sonnenuhr rankte.

»Schenke mir eine rote Rose,« rief sie, »und ich will dir mein lieblichstes Lied singen.«

Doch der Strauch schüttelte seinen Kopf.

»Meine Rosen sind gelb,« erwiderte er; »so gelb wie das Haar der Meerjungfrau, die auf einem Bernsteinthronen sitzt, und gelber noch als die Narzisse, die auf der Wiese blüht, ehe der Mäher mit seiner Sense kommt. Doch wende dich an meinen Bruder, der unter dem Fenster des Studenten wächst, und vielleicht wird er dir geben, wonach du verlangst.«

So flog die Nachtigall hinüber zu dem Rosenstrauch, der unter dem Fenster des Studenten wuchs.

»Schenke mir eine rote Rose,« rief sie, »und ich will dir mein lieblichstes Lied singen.«

Doch der Strauch schüttelte seinen Kopf.

»Meine Rosen sind rot,« erwiderte er; »so rot wie die Füße der Taube und röter noch als die großen Korallenfächer, die in der Meeresgrotte auf- und niederwogen. Aber der Winter hat meine Adern vor Kälte erstarren lassen, und der Frost hat meine Knospen im Keime erstickt, und der Sturm hat meine Zweige gebrochen, und so werde ich dieses Jahr überhaupt keine Rosen haben.«

»Eine rote Rose ist alles, wonach ich verlange,« rief die Nachtigall, »nur eine rote Rose! Gibt es denn keine Möglichkeit für mich, sie zu bekommen?«

»Eine Möglichkeit gibt es,« entgegnete der Strauch; »doch ist sie so schrecklich, dass ich sie dir nicht mitzuteilen wage.«

»Sag sie mir,« versetzte die Nachtigall, »ich fürchte mich nicht.«

»Wenn du eine rote Rose willst,« sprach der Strauch, »dann musst du sie bei Mondlicht aus Musik entstehen lassen und sie färben mit deinem eigenen Herzblut. Du musst für mich singen und dabei deine Brust gegen einen Dorn pressen. Die ganze Nacht lang musst du für mich singen, und der Dorn muss dein Herz durchbohren, und dein Herzblut muss in meine Adern fließen und zu meinem werden.«

»Der Tod ist ein hoher Preis für eine rote Rose,« rief die Nachtigall, »und das Leben ist allen lieb und teuer. Es ist eine Freude, im grünen Wald zu sitzen und die Sonne in ihrem Gespann aus Gold zu betrachten und den Mond in seinem Gespann aus Perlen. Süß ist der Duft des Hagedorns, und süß sind die Glockenblumen, die sich im Tal verstecken, und das Heidekraut, das auf dem Hügel blüht. Doch die Liebe ist größer als das Leben, und was ist das Herz eines Vogels gegen das Herz eines Menschen?«

So breitete sie ihre braunen Flügel aus und schwang sich hinauf in die Luft. Wie ein Schatten strich sie über den Garten, und wie ein Schatten segelte sie durch den Hain.

Der junge Student lag immer noch dort auf dem Rasen, wo sie ihn verlassen hatte, und die Tränen in seinen wunderschönen Augen waren noch nicht getrocknet.

»Sei wieder glücklich,« rief die Nachtigall, »sei wieder glücklich; du sollst deine rote Rose bekommen. Ich will sie bei Mondlicht aus Musik entstehen lassen und mit meinem eigenen Herzblut färben. Alles, was ich dafür von dir verlange, ist, dass du ein treuer Liebhaber bleibst, denn die Liebe ist weiser als die Philosophie, obgleich diese weise ist, und mächtiger als die Macht, obgleich diese mächtig ist. Flammfarben sind ihre Schwingen, und flammen färben ist ihr Leib. Ihre Lippen sind süß wie Honig, und ihr Atem duftet wie Weihrauch.«

Der Student blickte vom Grase auf und lauschte, doch er vermochte nicht zu verstehen, was die Nachtigall zu ihm sagte, denn er wusste nur von den Dingen, die in Büchern niedergeschrieben sind.

Der Eichbaum jedoch verstand und wurde betrübt, denn er mochte die kleine Nachtigall sehr, die ihr Nest in seinen Zweigen gebaut hatte.

»Sing mir ein allerletztes Lied,« flüsterte er; »ich werde mich sehr einsam fühlen, wenn du nicht mehr da bist.« Also sang die Nachtigall für den Eichbaum, und ihre Stimme war wie Wasser, das aus einem silbernen Krüge sprudelt.

Als sie ihr Lied beendet hatte, erhob sich der Student und zog ein Notizbuch und einen Bleistift aus der Tasche. »Sie hat Form,« sprach er zu sich selbst, als er durch den Hain davonging - »das kann man ihr nicht absprechen; aber hat sie auch Gefühl? Ich fürchte, nein. In Wirklichkeit ist sie wie die meisten Künstler; sie ist ganz Stil, ohne jede Aufrichtigkeit. Sie würde sich nicht für andere opfern. Sie denkt lediglich an die Musik, und jedermann weiß doch, wie selbstsüchtig die Künste sind. Gleichwohl muss man zugeben, dass sie mit ihrer Stimme schöne Töne hervorbringt. Wie schade, dass sie keinerlei Bedeutung oder praktischen Nutzen haben.« Und er ging in seine Kammer und legte sich auf sein einfaches Strohlager und fing an, über seine Liebe nachzusinnen; und nach einer Weile schlief er ein.

Und als der Mond in den Himmel schien, flog die Nachtigall zu dem Rosenstrauch und drückte ihre Brust gegen den Dorn. Die ganze Nacht lang sang sie so, den Dorn an der Brust, und der kalte kristallene Mond beugte sich nieder und lauschte. Die ganze Nacht lang sang sie, und der Dorn drang immer tiefer in ihre Brust, und ihr Herzblut ebbte von ihr.

Zuerst sang sie von der Geburt der Liebe im Herzen eines Jünglings und eines Mädchens. Und auf dem höchsten Zweig des Rosenstrauches erblühte eine wundervolle Rose, Blütenblatt auf Blütenblatt, so wie ein Lied dem anderen folgte. Zuerst war sie hell wie die Nebelschleier über dem Fluss - hell wie die Füße des Morgens, und silbrig wie die Schwingen der Dämmerung. Wie das Schattenbild einer Rose in einem Spiegel aus Silber, wie das Schattenbild einer

Rose in einem Wasserteich, so war die Rose, die auf dem höchsten Zweig des Strauchs erblühte.

Der Strauch jedoch rief der Nachtigall zu, sie solle sich noch fester gegen den Dorn pressen. »Noch fester, kleine Nachtigall,« rief der Strauch, »oder es wird Tag, ehe die Rose vollkommen ist.«

So presste sich die Nachtigall noch fester gegen den Dorn, und immer lauter wurde ihr Lied, denn sie sang von der Geburt der Leidenschaft in der Seele eines Mannes und einer Jungfrau.

Und die Blätter der Rose erröteten zart, so wie das Antlitz des Bräutigams errötet, wenn er die Lippen der Braut küsst. Doch der Dorn hatte noch nicht ihr Herz erreicht, und deshalb blieb das Herz der Rose weiß, denn nur das Herzblut einer Nachtigall vermag das Herz einer Rose tiefrot zu färben.

Und der Strauch rief der Nachtigall zu, sie solle sich noch fester gegen den Dorn pressen. »Noch fester, kleine Nachtigall, oder es wird Tag, ehe die Rose vollkommen ist.«

So presste sich die Nachtigall noch fester gegen den Dorn, und der Dorn traf ihr Herz, und ein heißer, stechender Schmerz durchfuhr sie. Bitter, bitter war der Schmerz, und immer stürmischer wurde ihr Lied, denn sie sang von der Liebe, die durch den Tod vollkommen wird, von der Liebe, die auch im Grabe nicht stirbt.

Und die wundervolle Rose wurde tiefrot, so wie die Rose des östlichen Himmels. Tiefrot war das Band ihrer Blütenblätter, und tiefrot wie ein Rubin ihr Herz.

Die Stimme der Nachtigall jedoch wurde schwächer, und ihre kleinen Flügel begannen zu schlagen, und ein Schleier überzog ihre Augen. Immer schwächer wurde ihr Lied, und sie spürte, wie etwas ihr den Atem nahm.

Dann brach die Musik ein letztes Mal aus ihr hervor. Der weiße Mond vernahm sie und er vergaß die Dämmerung und verweilte am Himmel. Die rote Rose hörte sie, und sie zitterte in völliger Verzückung und öffnete ihre

Blütenblätter der kalten Morgenluft. Das Echo trug sie zu seiner Purpurgrotte in den Bergen und weckte die schlafenden Schäfer aus ihren Träumen. Sie schwebte durch das Schilfrohr am Fluss, und dieser überbrachte ihre Botschaft der See.

»Sieh nur, sieh!« rief der Strauch, »die Rose ist nun vollkommen;« aber die Nachtigall gab keine Antwort, denn sie lag tot im hohen Gras, den Dorn in ihrem Herzen.

Und mittags öffnete der Student sein Fenster und sah hinaus.

»Welch glücklicher Zufall!« rief er; »hier ist eine rote Rose! In meinem ganzen Leben habe ich niemals eine Rose wie diese erblickt. Sie ist so wunderschön, dass sie sicher einen langen lateinischen Namen hat;« und er beugte sich hinunter und brach sie.

Dann setzte er seinen Hut auf und lief bis zum Haus des Professors mit der Rose in der Hand.

Die Tochter des Professors saß vor dem Hauseingang, wickelte blaue Seide auf eine Spule, und ihr Hündchen lag ihr zu Füßen.

»Ihr verspricht, Ihr würdet mit mir tanzen, wenn ich Euch eine rote Rose brächte,« rief der Student. »Dies hier ist die rötteste Rose auf der ganzen Welt. Tragt sie heute Abend an Eurem Herzen, und während wir miteinander tanzen, wird sie Euch verraten, wie sehr ich Euch liebe.«

Doch das Mädchen runzelte die Stirne.

»Ich fürchte, sie passt nicht zu meinem Kleid,« erwiderte sie; »und außerdem hat mir der Neffe des Kammerherrn einige echte Juwelen geschickt, und jedermann weiß doch, dass Juwelen weit mehr als Blumen kosten.«

»Auf mein Wort, Ihr seid sehr undankbar,« versetzte der Student voll Zorn; und er warf die Rose auf die Straße, wo sie in den Rinnstein fiel, und ein Wagenrad fuhr über sie.

»Undankbar!« sprach das Mädchen. »Ich will Euch eines sagen: Ihr seid ungehobelt; und wer seid Ihr schließlich? Bloß ein Student. Ich glaube, dass Ihr

nicht einmal Silberschnallen an den Schuhen habt wie der Neffe des Kammerherrn;« und sie erhob sich von ihrem Stuhl und ging ins Haus.

»Was für eine törichte Sache doch die Liebe ist,« sagte der Student, als er fortging. »Sie ist nicht halb so nützlich wie die Logik, denn sie kann nichts beweisen, und sie erzählt einem immer von Dingen, die nicht eintreffen, und gaukelt einem Dinge vor, die nicht wahr sind. Sie ist wirklich vollkommen unpraktisch, und da heutzutage praktisch zu sein alles bedeutet, werde ich mich wieder der Philosophie zuwenden und die Metaphysik studieren.«

Also kehrte er in seine Kammer zurück, zog ein großes staubiges Buch hervor und begann zu lesen.

Der selbstsüchtige Riese



Der selbstsüchtige Riese

JEDEN NACHMITTAG, wenn sie aus der Schule kamen, gingen die Kinder in den Garten des Riesen, um dort zu spielen.

Es war ein großer schöner Garten mit weichem grünen Gras. Über das Gras verstreut standen wunderschöne Blumen, wie Sterne, und es gab dort zwölf Pfirsichbäume, die zur Frühlingszeit über und über mit zarten blassrosa und perlweißen Blüten bedeckt waren und im Herbst reiche Frucht trugen. Die Vögel saßen in den Bäumen und sangen so lieblich, dass die Kinder in ihren Spielen innehielten, um ihnen zuzuhören. »Wie glücklich sind wir doch hier!« riefen sie einander zu.

Eines Tages kehrte der Riese zurück. Er war bei seinem Freund, dem Menschenfresser, in Cornwall zu Besuch gewesen und sieben Jahre bei ihm geblieben. Nachdem die sieben Jahre vorüber waren, war alles gesagt, was er zu sagen hatte, denn sein Gesprächsstoff war begrenzt, und er beschloss, auf sein eigenes Schloss zurückzukehren. Bei seiner Ankunft sah er die Kinder im Garten spielen.

»Was macht ihr hier?« rief er mit sehr barscher Stimme, und die Kinder liefen fort.

»Mein eigener Garten ist mein eigener Garten,« sprach der Riese; »das kann jedermann einsehen, und ich werde niemandem gestatten, darin zu spielen, außer mir selbst.«

So errichtete er eine hohe Mauer ringsherum und stellte ein Warnschild auf.

UNBEFUGTES BETRETEN IST BEI STRAFE VERBOTEN

Er war wirklich ein sehr selbstsüchtiger Riese.

Die armen Kinder konnten nun nirgends mehr spielen. Sie versuchten, auf der Landstraße zu spielen, doch die Straße war überaus staubig und mit harten Steinen übersät, und das gefiel ihnen nicht. Wenn ihre Schulstunden vorüber waren, kreisten sie immer wieder um die hohe Mauer und sprachen von dem schönen Garten dahinter. »Wie glücklich waren wir doch dort,« sagten sie zueinander.

Dann kam der Frühling, und überall im Land gab es wieder kleine Blüten und kleine Vögel. Nur im Garten des selbstsüchtigen Riesen war immer noch Winter. Die Vögel mochten dort nicht singen, weil keine Kinder da waren, und die Blumen vergaßen zu blühen. Einmal wagte eine wunderschöne Blume aus dem Gras hervorzulugen, aber als sie das Warnschild erblickte, taten die Kinder ihr so leid, dass sie zurück in den Boden schlüpfte und weiterschlieft. Die einzigen, die sich freuten, waren der Schnee und der Frost. »Der Frühling hat diesen Garten vergessen,« riefen sie, »so wollen wir hier das ganze Jahr über bleiben.« Der Schnee bedeckte das Gras mit seinem großen weißen Mantel, und der Frost bemalte alle Bäume mit Silberfarbe. Dann luden sie den Nordwind zu sich ein, und er kam. Er war in Pelze gehüllt und er tobte und heulte den ganzen Tag im Garten und er riss die Kaminsimse herunter. »Hier ist es wirklich herrlich,« sprach er, »wir müssen den Hagel um einen Besuch bitten.« Also kam der Hagel. Jeden Tag prasselte er drei Stunden lang auf das Schlossdach herunter, bis er die meisten der Dachschindeln zerbrochen hatte, und danach fegte er so schnell er nur konnte immer und immer wieder um den Garten herum. Er war in Grau gekleidet, und sein Hauch war wie Eis.

»Ich kann gar nicht begreifen, weshalb der Frühling sich so verspätet,« sagte der selbstsüchtige Riese, als er am Fenster saß und auf seinen kalten weißen Garten blickte; »hoffentlich ändert sich das Wetter bald.«

Aber weder der Frühling noch der Sommer kamen. Der Herbst schenkte jedem Garten goldene Früchte, dem Garten des Riesen jedoch gab er keine. »Er ist zu

selbstsüchtig,« sprach er. Also war dort immer Winter, und der Nordwind und der Hagel und der Frost und der Schnee tanzten um die Bäume.

Eines Morgens, als der Riese wach im Bett lag, vernahm er eine liebliche Musik. Sie klang so süß in seinen Ohren, dass er meinte, es müssten die Musiker des Königs sein, die vorbeizögen. In Wirklichkeit war es nur ein kleiner Hänfling, der vor seinem Fenster sang, aber er hatte schon so lange keinen Vogel mehr in seinem Garten singen hören, dass es ihm die schönste Musik der Welt zu sein schien. Dann beendete der Hagel den Tanz über seinem Kopf und der Nordwind hörte zu toben auf und ein lieblicher Duft erreichte ihn durch den offenen Fensterflügel. »Ich glaube, der Frühling ist endlich gekommen,« sagte der Riese; und er sprang aus dem Bett und schaute hinaus.

Und was sah er?

Es bot sich ihm ein wundervoller Anblick. Durch ein kleines Loch in der Mauer waren die Kinder hereingekrochen, und nun saßen sie in den Zweigen der Bäume. In jedem Baum, den er sehen konnte, war ein kleines Kind. Und die Bäume waren so froh, die Kinder wieder bei sich zu haben, dass sie sich über und über in Blüten gehüllt hatten und ihre Arme sanft über den Köpfen der Kinder wiegten. Die Vögel flogen umher und zwitscherten vor Vergnügen, und die Blumen schauten aus dem grünen Gras hervor und lachten dabei. Es war ein sehr hübsches Bild, nur in einer Ecke war immer noch Winter. Es war der fernste Winkel des Gartens, und in diesem stand ein kleiner Junge. Er war noch so klein, dass er die Äste des Baumes nicht erreichen konnte, und er umkreiste den Baum und weinte bitterlich. Der arme Baum war noch ganz mit Reif und Schnee bedeckt, und der Nordwind tobte und stürmte über ihm. »Komm heraufgeklettert, kleiner Junge,« sprach der Baum und beugte seine Äste nieder, so tief er nur konnte; doch der Junge war zu klein.

Und das Herz des Riesen begann zu schmelzen, als er hinaussah. »Wie selbstsüchtig bin ich doch gewesen!« sagte er; »nun verstehe ich, weshalb der Frühling hierher nicht kommen wollte. Ich will jenen armen kleinen Jungen

hoch oben in den Baum setzen, und dann werde ich die Mauer niederreißen, und mein Garten soll für alle Zeiten Spielplatz der Kinder sein.« Es tat ihm wirklich sehr leid, was er getan hatte.

So schlich er hinunter, öffnete ganz leise die Vordertüre und trat in den Garten hinaus. Doch als die Kinder ihn erblickten, fürchteten sie sich so, dass sie alle davonliefen, und im Garten wurde es wieder Winter. Nur der kleine Junge lief nicht fort, denn seine Augen waren so voller Tränen, dass er den Riesen nicht kommen sah. Und der Riese trat behutsam hinter ihn, nahm ihn sanft in seine Hand und setzte ihn hinauf in den Baum. Und der Baum war sogleich von Blüten bedeckt, und die Vögel kamen herbei und sangen in ihm, und der kleine Junge streckte seine beiden Arme aus und schlang sie um den Hals des Riesen und küsste ihn. Und als die anderen Kinder sahen, dass der Riese nicht länger böse war, kamen sie zurückgelaufen, und mit ihnen kam der Frühling. »Dies ist nun euer Garten, Kinder,« sprach der Riese, und er nahm eine große Axt und riss die Mauer nieder. Und als die Leute um zwölf Uhr zu Markt gingen, sahen sie den Riesen mit den Kindern in dem schönsten Garten spielen, der ihnen jemals vor Augen gekommen war.

Den ganzen Tag lang spielten sie, und am Abend kamen sie zu dem Riesen, um sich von ihm zu verabschieden.

»Aber wo ist denn euer kleiner Gefährte?« sagte er: »der Junge, den ich auf den Baum gesetzt habe.« Der Riese mochte ihn am liebsten, da dieser ihn geküsst hatte.

»Das wissen wir nicht,« entgegneten die Kinder, »er ist fortgegangen.«

»Ihr müsst ihm sagen, er solle morgen wieder herkommen,« versetzte der Riese. Doch die Kinder sagten, sie wüssten nicht, wo er wohne, und sie hätten ihn auch noch nie zuvor gesehen; und der Riese wurde sehr traurig.

Jeden Nachmittag nach der Schule kamen die Kinder und spielten mit dem Riesen. Aber der kleine Junge, den der Riese so mochte, wurde niemals wieder gesehen. Der Riese war zu allen Kindern sehr freundlich, doch sehnte er sich

nach seinem ersten kleinen Freund und sprach oft von ihm. »Wie gerne würde ich ihn wiedersehen!« pflegte er zu sagen.

Jahre vergingen, und der Riese wurde sehr alt und schwach. Er konnte nicht mehr mitspielen, und so saß er in einem großen Lehnstuhl und schaute den Kindern beim Spielen zu und bewunderte seinen Garten. »Ich habe viele schöne Blumen,« sprach er, »doch die Kinder sind die allerschönsten Blumen.«

An einem Wintermorgen blickte er beim Ankleiden aus seinem Fenster. Jetzt hasste er den Winter nicht, denn nun wusste er, dass der Frühling nur schlief und die Blumen sich ausruhten.

Plötzlich rieb er sich verwundert die Augen und schaute und staunte. Es war wirklich ein prächtiger Anblick. Im hintersten Winkel des Gartens stand ein Baum, ganz übersät mit wunderschönen weißen Blüten. Seine Äste waren golden und silberne Früchte hingen von ihnen hernieder und darunter stand der kleine Junge, den er geliebt hatte.

Voller Freude lief der Riese die Treppe hinunter und hinaus in den Garten. Er hastete über den Rasen und näherte sich dem Kind. Und als er ganz nahe herangekommen war, wurde sein Gesicht rot vor Zorn, und er sagte: »Wer hat gewagt, dir Wunden zuzufügen?« Denn in den Handflächen des Kindes waren die Male von zwei Nägeln, und die Male von zwei Nägeln waren auch an den kleinen Füßen zu sehen.

»Wer hat gewagt, dir Wunden zuzufügen?« rief der Riese; »sag es mir, damit ich mein großes Schwert ergreifen und ihn vernichten kann.«

»Nein!« antwortete das Kind; »denn dies sind die Wunden der Liebe.«

»Wer bist du?« versetzte der Riese, und ein seltsames Gefühl von Ehrfurcht ergriff ihn, und er kniete vor dem kleinen Kind nieder.

Und das Kind lächelte den Riesen an und sprach zu ihm: »Einst liebest du mich in deinem Garten spielen, heute sollst du mit mir in meinen Garten kommen, in das Paradies.«

Und als die Kinder an jenem Nachmittag hereinstürmten, da fanden sie den Riesen tot unter dem Baum liegen, ganz bedeckt mit weißen Blüten.



Der ergebene Freund

EINES MORGENS STECKTE die alte Wasserratte den Kopf aus ihrem Loch heraus. Sie hatte leuchtende Kulleraugen, einen steifen grauen Schnurrbart, und ihr Schwanz glich einem langen Stück schwarzen Gummis. Die kleinen Enten schwammen auf dem Teich umher. Sie sahen aus wie ein Schwärm gelber Kanarienvögel, und ihre Mutter, schneeweiß mit knallroten Beinen, versuchte ihnen beizubringen, wie man im Wasser Kopf steht.

»Ihr werdet niemals in die beste Gesellschaft kommen, wenn ihr nicht auf dem Kopf stehen könnt,« predigte sie ihnen ständig; und immer wieder zeigte sie ihnen, wie man es machen muss. Doch die kleinen Enten schenkten ihr keinerlei Aufmerksamkeit. Sie waren noch so jung, dass sie nicht wussten, welch Vorteil es ist, überhaupt in Gesellschaft zu verkehren.

»Was für ungehorsame Kinder!« rief die alte Wasserratte; »sie verdienen fürwahr, ertränkt zu werden.«

»Mitnichten,« entgegnete die Ente, »jeder muss mal anfangen, und die Eltern können nie geduldig genug sein.«

»Ach! Ich kenne elterliche Gefühle nicht,« versetzte die Wasserratte; »ich halte nichts von der Familie. In der Tat bin ich nie verheiratet gewesen und habe es auch nicht vor. Liebe mag sehr schön sein, doch Freundschaft steht weit über ihr. Tatsächlich kenne ich nichts Edleres oder Selteneres auf der Welt als treue Freundschaft.«

»Und was bitte sind für dich die Pflichten eines treuen Freundes?« fragte ein grüner Hänfling, der nahebei in einem Weidenbaum saß und die Unterhaltung mitangehört hatte.

»Ja, genau das möchte ich auch wissen,« sagte die Ente, schwamm an das andere Ende des Teiches und stand köpf, um ihren Kindern ein gutes Beispiel zu geben.

»Was für eine dumme Frage!« rief die Wasserratte. »Ich würde natürlich von einem treuen Freund erwarten, dass er mir treu ergeben ist.«

»Und was würdest du für ihn tun?« versetzte der kleine Vogel, während er auf einem silbernen Zweig schaukelte und mit seinen kleinen Flügeln flatterte.

»Ich verstehe dich nicht,« erwiderte die Wasserratte.

»Ich will dir darüber eine Geschichte erzählen,« sprach der Hänfling.

»Handelt die Geschichte von mir?« fragte die Wasserratte. »Wenn ja, will ich sie mir anhören, denn ich mag Erfundenes außerordentlich gern.«

»Sie lässt sich auf dich anwenden,« antwortete der Hänfling; flog herab, ließ sich am Ufer nieder und erzählte >Die Geschichte vom ergebenen Freund<.

»Es war einmal,« sprach der Hänfling, »ein ehrlicher kleiner Bursche namens Hans.«

»War er was ganz Besonderes?« fragte die Wasserratte.

»Nein,« entgegnete der Hänfling, »ich glaube nicht, dass er was Besonderes an sich hatte, abgesehen von seinem guten Herzen und seinem lustigen, runden, gutmütigen Gesicht. Er lebte ganz alleine in einem winzigen Haus und arbeitete jeden Tag in seinem Garten. In der ganzen Gegend gab es keinen hübscheren Garten als seinen. Büschelnelken wuchsen dort und Gartennelken, Hirtentäschel und Hahnenfuß. Damaskusrote Rosen und gelbe Rosen, lila Krokusse und goldene, purpurrote Veilchen und weiße. Akelei und Wiesenschaumkraut, Majoran und wildes Basilikum, Schlüsselblumen und Schwertlilien, Narzissen und Nelken grüntem und blühtem nacheinander im Verlauf der Monate; dabei ersetzte eine Blume die andere, so dass es unablässig Schönes zu betrachten und Angenehmes zu riechen gab.

Der kleine Hans hatte eine Menge Freunde, aber der treueste Freund von allen war der große Müller Ju. Der reiche Müller war dem kleinen Hans wirklich so ergeben, dass er niemals an dessen Garten vorüberging, ohne sich über die Gartenmauer zu lehnen und einen großen Blumenstrauß oder eine Handvoll

wohlriechender Kräuter zu pflücken oder sich in der Obstzeit die Taschen mit Pflaumen und Kirschen voll zu stopfen.

>Wahre Freunde sollten alles gemeinsam haben,< pflegte der Müller zu sagen, und der kleine Hans nickte und lächelte dazu und war sehr stolz darauf, einen Freund mit solch erhabenen Idealen zu haben.

Manchmal dachten die Nachbarn, es sei wirklich merkwürdig, dass der reiche Müller dem kleinen Hans niemals auch nur die geringste Kleinigkeit gab, obgleich er doch hundert Säcke Mehl in seiner Mühle eingelagert hatte, sechs Milchkühe und eine ansehnliche Herde wolliger Schafe besaß; aber Hans zerbrach sich deswegen nie den Kopf, und nichts bereitete ihm größeres Vergnügen als all den wundersamen Dingen zu lauschen, die der Müller immer wieder über die Selbstlosigkeit wahrer Freundschaft vortrug.

So arbeitete der kleine Hans weiter in seinem Garten. Im Frühling, im Sommer und im Herbst war er übergücklich, doch wenn der Winter kam und er weder Früchte noch Blumen zum Markt zu bringen hatte, litt er schrecklich unter Kälte und Hunger und musste oft ohne Abendessen zu Bett gehen, abgesehen von ein paar getrockneten Birnen oder einigen harten Nüssen. Im Winter war er zudem äußerst einsam, da der Müller ihn dann nie besuchte.

>Es hat keinen Sinn, dass ich, solange noch Schnee liegt, den kleinen Hans besuche,< pflegte der Müller zu seiner Frau zu sagen, >denn wenn jemand Schwierigkeiten hat, sollte man ihn sich selbst überlassen und nicht mit Besuchen belästigen. Dies ist zumindest meine Vorstellung von Freundschaft, und ich bin überzeugt, dass ich recht habe. Daher will ich warten, bis der Frühling kommt, und ihn dann aufsuchen, und er kann mir einen großen Korb voll Primeln schenken, was ihn glücklich machen wird.<

>Du sorgst dich wirklich sehr um andere,< entgegnete die Ehefrau, während sie in ihrem bequemen Lehnstuhl bei dem prächtigen Kaminfeuer saß; wirklich, du sorgst dich sehr. Es ist ein Genuss, dich von Freundschaft reden zu hören. Ich bin überzeugt, nicht einmal der Pfarrer vermöchte so schön wie du zu sprechen,

obgleich er doch in einem dreistöckigen Hause wohnt und einen goldenen Ring am kleinen Finger trägt.<

>Aber könnten wir nicht den kleinen Hans zu uns heraufbitten?< sprach des Müllers jüngster Sohn. >Wenn der arme Hans Schwierigkeiten hat, will ich ihm die Hälfte von meinem Haferbrei abgeben und ihm meine weißen Kaninchen zeigen.<

>Was für ein törichter Junge du bist!< rief der Müller; >ich weiß wirklich nicht, wozu ich dich zur Schule gehen lasse. Du scheinst dort gar nichts zu lernen. Ei, wenn der kleine Hans zu uns heraufkäme und unser warmes Feuer sähe und unser gutes Essen und unseren großen Krug mit Rotwein, könnte er neidisch werden, und Neid ist etwas ganz Schreckliches und verdirbt den besten Charakter. Dass sein Charakter verdorben wird, will ich gewiss nicht zulassen. Ich bin sein bester Freund und will ihn nie aus den Augen lassen und darauf achten, dass er nicht in Versuchung geführt wird. Überdies bäte mich Hans, käme er hierher, vielleicht um etwas Mehl auf Borg, was ich nicht tun könnte. Mehl ist eine Sache, Freundschaft eine andere, und man sollte sie nicht verwechseln. Nun, die Worte werden verschieden buchstabiert und bedeuten ganz Verschiedenes. Jeder sieht das ein.<

>Wie fein du sprichst!< versetzte die Müllerin, indem sie sich ein großes Glas warmen Biers einschenkte; >ich bin schon ganz schläfrig. Genau wie in der Kirche.<

>Unzählige Leute handeln gut,< entgegnete der Müller, >aber sehr wenige Leute reden gut, was beweist, dass Reden das weitaus schwierigere Ding von beiden ist und auch das weit vortrefflichere;< und streng sah er über den Tisch seinen kleinen Sohn an, der sich seiner so schämte, dass er den Kopf hängen ließ, scharlachrot anlief und in seinen Tee zu weinen begann. Aber er war noch so klein, dass du ihn schon entschuldigen musst.«

»Ist dies das Ende der Geschichte?« fragte die Wasserratte.

»Durchaus nicht,« entgegnete der Hänfling, »dies ist erst der Anfang.«

»Dann hinkst du aber ziemlich der Zeit hinterher,« versetzte die Wasserratte. »Heutzutage fängt jeder gute Geschichtenerzähler mit dem Ende an, geht dann zum Anfang über und schließt mit dem Mittelteil. Dies ist die neuzeitliche Methode. Kürzlich hörte ich alles über sie von einem Kritiker, der mit einem Jüngling um den Teich herumspazierte. Er sprach davon in aller Ausführlichkeit, und ich bin sicher, dass er recht gehabt haben muss, denn er hatte eine blaue Brille und einen kahlen Kopf, und sooft der Jüngling eine Bemerkung machte, antwortete er stets nur >Pah!< Aber fahre bitte mit deiner Geschichte fort. Ich mag den Müller über die Maßen. Ich selbst hege allerlei edle Gefühle, so dass zwischen uns eine große Seelenverwandtschaft; besteht.«

»Wohlan,« versetzte der Hänfling, indem er abwechselnd von einem Bein aufs andere hüpfte, »sobald der Winter vorüber war und die Primeln ihre blassgelben Sterne zu öffnen begannen, sagte der Müller zu seiner Frau, er wolle nun hinuntergehen und den kleinen Hans besuchen.

>Ei, was für ein gutes Herz du hast!< rief seine Frau; >immerfort denkst du an andere. Und vergiss nicht, den großen Korb für die Blumen mitzunehmen.<

Also machte der Müller die Windmühlenflügel an einer starken eisernen Kette fest und lief, den Korb am Arm, den Hügel hinab.

>Guten Morgen, kleiner Hans,< sprach der Müller.

>Guten Morgen,< erwiderte Hans, indem er sich auf seinen Spaten stützte und über das ganze Gesicht lächelte.

>Und wie ist es dir den Winter über ergangen?< fragte der Müller.

>Ach,< rief Hans, >es ist wirklich sehr fein von dir, danach zu fragen, fürwahr sehr fein. Ich hatte es leider ziemlich schwer, doch nun ist der Frühling gekommen, ich bin zufrieden, und alle meine Blumen gedeihen prächtig.<

>Während des Winters sprachen wir oft von dir, Hans,< versetzte der Müller, >und fragten uns, wie es dir ginge.< >Das war lieb von euch,< sagte Hans; >ich befürchtete schon fast, ihr hättet mich vergessen.<

>Hans, ich wundere mich über dich,< sprach der Müller; >Freundschaft kennt kein Vergessen. Dies ist das Wunderbare an ihr, doch ich fürchte, du hast kein Verständnis für die Poesie des Lebens. Wie hübsch übrigens deine Primeln aussehen!<

>Gewiss sind sie sehr hübsch,< versetzte Hans, >und zum Glück habe ich so viele. Ich will sie nämlich zum Markt bringen, der Tochter des Bürgermeisters verkaufen und mit dem Geld meine Schubkarre einlösen.<

>Deine Schubkarre einlösen? Du willst doch nicht sagen, dass du sie verkauft hast? Wie kann man nur so was Dummes tun!<

>Nun, es ist so,< entgegnete Hans, >dass ich dazu gezwungen war. Siehst du, der Winter war für mich eine schlimme Zeit, und ich hatte überhaupt kein Geld zum Brotkaufen. So verkaufte ich zuerst die Silberknöpfe von meinem Sonntagsrock, danach verkaufte ich meine Silberkette, dann verkaufte ich meine prächtige Pfeife und zum Schluss verkaufte ich meinen Schubkarren. Doch nun will ich alles wieder zurückkaufen. <

>Hans,< sprach der Müller, >ich will dir meinen Schubkarren schenken. Er ist zwar nicht im besten Zustand - es fehlt eine Seite, und mit den Radspeichen stimmt auch was nicht - , dennoch will ich ihn dir schenken. Ich weiß wohl, dies ist sehr großzügig von mir und eine ganze Menge Leute würde mich für äußerst töricht halten, wenn ich mich von ihm trennte, doch bin ich anders als die übrigen Menschen. Ich halte Großmut für das Wesentliche an der Freundschaft, und zudem besitze ich bereits einen neuen Karren. Du kannst also wirklich beruhigt sein, ich schenke dir meinen Schubkarren.<

>Nun, das ist wahrhaft großzügig von dir,< sprach der kleine Hans, und sein drolliges rundes Gesicht erglühte vor Freude. >Ich kann ihn mit Leichtigkeit reparieren, da ich eine Holzplanke im Hause habe.<

>Eine Holzplanke!< sagte der Müller; >ei, genau, was ich für mein Scheunendach brauche. Es hat ein riesiges Loch, und das Getreide wird ganz feucht werden, wenn ich es nicht stopfe. Was für ein Glück, dass du sie

erwähntest. Es ist doch eigentümlich, wie eine gute Tat stets eine weitere hervorbringt. Ich habe dir meinen Schubkarren geschenkt, und du gibst mir deine Holzplanke. Natürlich ist der Karren weitaus mehr wert als die Holzplanke, doch so was gilt für wahre Freundschaft nicht. Hol sie doch bitte gleich, und ich will mich heute noch in der Scheune an die Arbeit machen.<

>Gewiss,< rief der kleine Hans, lief in den Schuppen und schleppte die Planke heraus.

>Es ist kein sehr großes Brett,< sprach der Müller und betrachtete es, >ich befürchte, nachdem ich mein Scheunendach ausgebessert habe, wird dir zum Herrichten des Karrens nichts mehr übrigbleiben; aber das ist natürlich nicht meine Schuld. Und da ich dir nun meinen Schubkarren geschenkt habe, willst du mir sicherlich Blumen zum Dank dafür geben. Hier hast du den Korb, und sieh doch zu, dass du ihn ganz voll machst.<

>Ganz voll?< versetzte der kleine Hans tiefbekümmert, denn der Korb war wirklich ausladend, und er wusste, dass ihm, wenn er ihn ganz füllte, keine Blumen für den Markt bleiben würden, und er wollte doch so gerne seine Silberknöpfe wiederhaben.

>Nun,< erwiderte der Müller, >da ich dir meinen Schubkarren geschenkt habe, ist es doch wahrhaftig nicht zuviel verlangt, wenn ich dich um ein paar Blumen bitte. Ich mag unrecht haben, doch ich dachte, Freundschaft, wahre Freundschaft, sei völlig frei von jedem Eigennutz!<

>Mein lieber Freund, mein bester Freund,< rief der kleine Hans, >dir stehen alle Blumen in meinem Garten zu Diensten. An deiner guten Meinung ist mir viel mehr gelegen als an meinen Silberknöpfen;< lief hin, pflückte all seine hübschen Primeln und füllte des Müllers Korb mit ihnen.

>Leb wohl, kleiner Hans,< sprach der Müller und stieg den Hügel hinauf, das Brett auf der Schulter und den riesigen Korb in der Hand.

>Leb wohl,< versetzte der kleine Hans und begann ganz vergnügt weiter zu graben, so sehr freute er sich über den Schubkarren.

Am nächsten Tag nagelte er gerade ein Geißblatt am Eingang auf, als er des Müllers Stimme hörte, die ihn von der Straße aus rief. Sogleich sprang er von der Leiter, lief in den Garten und schaute über die Mauer.

Da stand der Müller mit einem großen Mehlsack auf dem Rücken.

>Lieber kleiner Hans,< sprach der Müller, >würde es dir etwas ausmachen, diesen Mehlsack für mich zum Markt zu tragen?<

>Oh, es tut mir so leid,< versetzte Hans, >aber heute habe ich wirklich schrecklich viel zu tun. Ich muss all meine Schlingpflanzen aufnageln, all meine Blumen gießen und meinen Rasen walzen.<

>Wohlan,< entgegnete der Müller, >in Anbetracht dessen, dass ich dir meinen Schubkarren schenken will, halte ich es für ziemlich unfreundlich, wenn du mir dies abschlägst.<

>Oh, sag so was nicht,< rief der kleine Hans, >ich möchte um alles in der Welt nicht unfreundlich erscheinen;< holte eilends von drinnen seine Mütze und schleppte sich mit dem riesigen Sack auf den Schultern davon.

Es war ein brütend heißer Tag, die Landstraße war furchtbar staubig, und bevor Hans den sechsten Meilenstein erreicht hatte, war er so erschöpft, dass er sich hinsetzen und ausruhen musste. Gleichwohl schritt er tapfer fort und erreichte schließlich den Markt. Nachdem er da einige Zeit gewartet hatte, verkaufte er den Sack Mehl um einen vortrefflichen Preis und ging sogleich nach Hause, denn er fürchtete, falls er zu lange bliebe, unterwegs Räubern zu begegnen.

>Dies war wirklich ein schwerer Tag,< sprach der kleine Hans zu sich, als er zu Bett ging, >doch ich bin froh, dass ich dem Müller nichts abgeschlagen habe, denn er ist mein bester Freund und überdies will er mir seinen Karren schenken.<

Früh am nächsten Morgen kam der Müller runter, um sich das Geld für seinen Sack Mehl zu holen, doch der kleine Hans war so erschöpft, dass er noch im Bett lag.

>Potztausend,< sagte der Müller, >du bist aber sehr faul. In Anbetracht dessen, dass ich dir meinen Schubkarren schenken will, könntest du, so meine ich, schon schwerer arbeiten. Die Faulheit ist eine große Sünde, und ich kann es auf den Tod nicht ausstehen, wenn einer meiner Freunde faul oder träge ist. Du darfst es mir nicht übel nehmen, wenn ich ganz offen mit dir rede. Selbstredend würde mir dies nicht einmal im Traum einfallen, wäre ich nicht dein Freund. Aber was soll alle Freundschaft, wenn man nicht genau das sagen kann, was man denkt? Jedermann kann Nettigkeiten aussprechen und zu gefallen und zu schmeicheln suchen, ein wahrer Freund jedoch sagt stets Unangenehmes und macht sich nichts daraus, wenn er einem weh tut. Ist er tatsächlich ein wirklich wahrer Freund, dann tut er dies bevorzugt, denn er weiß, dass er eine gute Tat vollbringt.<

>Es tut mir schrecklich leid,< versetzte der kleine Hans, rieb sich die Augen und zog die Schlafmütze vom Kopf, >aber ich war so müde, dass ich mir dachte, ich sollte noch eine kleine Weile im Bett bleiben und dem Gesang der Vögel lauschen. Weißt du, dass ich stets besser arbeite, wenn ich den Vögeln zugehört habe?<

>Nun, dies freut mich,< sprach der Müller und klopfte dem kleinen Hans auf den Rücken, >denn ich möchte, dass du zur Mühle raufkommst, sobald du angezogen bist, und mein Scheunendach für mich ausbesserst.<

Der arme kleine Hans brannte schon darauf, in seinem Garten zu arbeiten, denn seit zwei Tagen waren seine Blumen nicht begossen worden, doch er wollte dem Müller nichts abschlagen, da er ihm ein so guter Freund war.

>Würdest du es für unfreundlich von mir halten, wenn ich sagte, ich habe zu tun?< wollte er schüchtern und ängstlich wissen.

>Nun,< entgegnete der Müller, >ich glaube wirklich nicht, ich verlange zu viel von dir, in Anbetracht des Umstandes, dass ich dir meinen Schubkarren schenken will; wenn du dich jedoch weigerst, dann gehe natürlich ich und mache es selbst.<

>Oh! unter keinen Umständen,< rief der kleine Hans; sprang aus dem Bett, kleidete sich an und ging hoch zur Scheune.

Dort schuftete er den ganzen Tag lang, bis Sonnenuntergang, und bei Sonnenuntergang erschien der Müller, um nachzusehen, wie er vorankäme.

>Hast du schon das Loch im Dach ausgebessert, kleiner Hans?< rief der Müller heiter.

>Es ist ganz ausgebessert,< erwiderte der kleine Hans, indem er die Leiter herabkletterte.

>Ach,< sprach der Müller, >keine Arbeit ist so angenehm wie die Arbeit, die man für andere tut.<

>Es ist wirklich ein großer Vorzug, dich reden zu hören,< entgegnete der kleine Hans, setzte sich nieder und wischte sich die Stirne, >ein sehr großer Vorzug. Doch ich fürchte, ich werde niemals so erhabene Ideale haben wie du.<

>Oh! du wirst sie schon bekommen,< sprach der Müller, >du musst dir nur mehr Mühe geben. Bis jetzt kennst du lediglich die praktische Seite der Freundschaft; eines Tages wirst du auch die theoretische kennen lernen.<

>Glaubst du wirklich?< fragte der kleine Hans.

>Ich zweifle nicht daran,< entgegnete der Müller; >doch da du nun das Dach ausgebessert hast, gehst du besser nach Hause und ruhst dich aus, denn ich möchte, dass du morgen meine Schafe auf den Berg treibst.<

Der arme kleine Hans wagte darauf kein Wort zu erwidern, und früh am nächsten Morgen brachte der Müller seine Schafe zum Häuschen, und Hans machte sich mit ihnen nach dem Berge auf. Er benötigte den ganzen Tag für den Hin- und Rückweg; als er nach Hause kam, war er so erschöpft, dass er sogleich in seinem Sessel einschlief und erst wieder bei hellem Tageslicht erwachte.

>Welch schöne Zeit werde ich in meinem Garten verbringen,< sprach er und ging sogleich an die Arbeit.

Aber irgendwie kam er nie dazu, zumindest nach seinen Blumen zu sehen, denn sein Freund der Müller kam dauernd vorbei und schickte ihn auf

ausgedehnte Botengänge oder brauchte ihn in der Mühle. Zuweilen war der kleine Hans sehr betrübt, da er befürchtete, seine Blumen könnten glauben, er habe sie vergessen, doch er tröstete sich mit dem Gedanken, der Müller sei ja sein bester Freund. >Überdies,< pflegte er zu sagen, >will er mir doch seinen Schubkarren schenken, und dies ist ein Akt reiner Großherzigkeit.<

So schuftete der kleine Hans weiter für den Müller, und der Müller gab allerlei Schönes über die Freundschaft von sich, was Hans in einem Notizbuch aufschrieb und nachts immer wieder durchlas, denn er war ein sehr gelehriger Schüler.

Nun geschah es eines Abends, dass laut an die Tür geklopft wurde, als Hans vor seinem Kamin saß. Es war eine sehr stürmische Nacht, und der Wind fegte und brauste so schrecklich um das Haus, dass er zuerst dachte, es sei bloß der Sturm. Doch ein zweiter Schlag folgte und danach ein dritter, lauter und heftiger als die beiden zuvor.

>Es ist ein armer Reisender,< sprach der kleine Hans zu sich und lief zur Türe.

Dort stand der Müller mit einer Laterne in der einen Hand und einem großen Stock in der anderen.

>Lieber kleiner Hans,< rief der Müller, >ich bin in großer Verlegenheit. Mein kleiner Junge ist von der Leiter gefallen und hat sich verletzt, daher muss ich den Arzt holen. Aber der wohnt so weit entfernt, und es ist eine so schlimme Nacht, dass mir gerade einfiel, es sei doch viel besser, wenn du statt meiner gingest. Wie du ja weißt, will ich dir meine Schubkarre schenken, und so ist es nur recht und billig, dass du mir dies mit etwas vergiltst.<

>Gewiss,< rief der kleine Hans, >ich halte es für eine große Ehre, dass du dich an mich wendest, und ich will mich sogleich auf den Weg machen. Doch du musst mir deine Laterne leihen, denn die Nacht ist so finster, dass ich fürchte, sonst in den Graben zu fallen.<

>Es tut mir furchtbar leid,< entgegnete der Müller, >aber dies ist meine neue Laterne, und es wäre ein großer Verlust für mich, wenn etwas mit ihr geschähe.<

>Nun, das macht nichts, ich schaff's auch ohne sie,< rief der kleine Hans, ergriff seinen großen Pelzrock und seine warme scharlachrote Mütze, wand sich ein Tuch um den Hals und stapfte los.

Wie schrecklich nur der Sturm tobte! Die Nacht war so schwarz, dass der kleine Hans fast nichts erkennen konnte, und der Wind blies so heftig, dass er sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte. Aber er blieb überaus tapfer und nach ungefähr drei Stunden Weges erreichte er das Haus des Doktors und klopfte an die Türe.

>Wer ist da?< rief der Doktor und steckte den Kopf zum Schlafzimmerfenster heraus.

>Der kleine Hans, Herr Doktor.<

>Was willst du, kleiner Hans?<

>Der Sohn des Müllers ist von der Leiter gefallen und hat sich verletzt, daher wünscht der Müller, dass Sie gleich zu ihm kommen.<

>In Ordnung!< versetzte der Doktor, ließ sein Pferd holen und seine großen Stiefel und seine Laterne, kam die Treppe herab und ritt los in die Richtung, wo des Müllers Haus stand, während der kleine Hans sich hinter ihm herschleppte.

Der Sturm aber wurde immer schlimmer, der Regen fiel in Strömen, und der kleine Hans konnte weder erkennen, wohin er ging, noch mit dem Pferd Schritt halten. Schließlich verlief er sich und irrte im Moor umher, ein sehr gefährvoller Ort, da es mit tiefen Löchern übersät war, und dort ertrank der arme kleine Hans. Sein Leichnam wurde am nächsten Tag von Ziegenhirten entdeckt - er schwamm auf einem großen Tümpel - und zu seinem Häuschen zurückgebracht.

Jedermann ging zum Begräbnis des kleinen Hans, denn er war so beliebt, und der Müller trauerte am meisten.

>Da ich sein bester Freund war,< sprach der Müller, >ist es nur recht und billig, dass ich den ersten Platz eingeräumt bekomme;< so führte er den Trauerzug in einem langen schwarzen Rock an und wischte sich dann und wann die Augen mit einem großen Taschentuch.

>Der Verlust des kleinen Hans trifft sicherlich alle hart,< sagte der Schmied, als das Leichenbegängnis vorüber war und alle gemütlich im Wirtshaus beisammen saßen, Würzwein tranken und süße Kuchen verzehrten.

>Für mich jedenfalls ein riesiger Verlust,< entgegnete der Müller; >nun, ich hatte ihm meinen Schubkarren schon so gut wie geschenkt und weiß jetzt wirklich nicht, was ich mit ihm anfangen soll. Er steht mir zu Hause sehr im Wege und ist in so schlechtem Zustand, dass ich nichts dafür bekäme, wollte ich ihn verkaufen. Ich werde mich gewiss in Zukunft davor hüten, wieder etwas zu verschenken. Man trägt nur den Schaden davon, wenn man großzügig ist.<«

»Nun?« sprach die Wasserratte nach einer langen Pause.

»Nun, dies ist der Schluss,« versetzte der Hänfling.

»Aber was wurde aus dem Müller?« fragte die Wasserratte.

»Oh! Das weiß ich wirklich nicht,« erwiderte der Hänfling; »und das ist mir auch völlig gleich.«

»Dann ist es offenkundig, dass in deinem Wesen kein Platz für Mitgefühl ist,« versetzte die Wasserratte.

»Ich fürchte, du bekommst die Moral der Geschichte nicht ganz mit,« bemerkte der Hänfling.

»Die was?« schrie die Wasserratte.

»Die Moral.«

»Willst du damit sagen, dass die Geschichte eine Moral hat?«

»Gewiss,« sagte der Hänfling.

»Nun,« sprach die Wasserratte ganz verärgert, »ich glaube wirklich, das hättest du mir sagen sollen, bevor du überhaupt anfingst. Hättest du dies getan, so hätte ich dir sicher nicht zugehört; ich hätte vielmehr >Pah< gesagt wie der Kritiker. Das kann ich aber jetzt noch tun;« und so schrie sie »Pah« aus Leibeskräften, bewegte den Schwanz heftig hin und her und lief in ihr Loch zurück.

»Und wie gefällt dir die Wasserratte?« fragte die Ente, die ein paar Minuten später herangepaddelt kam. »Sie hat eine ganze Menge guter Eigenschaften,

aber was mich anbelangt, so habe ich nun einmal mütterliche Gefühle, und ich kann niemals einen eingefleischten Junggesellen erblicken, ohne dass mir Tränen in die Augen kommen.«

»Ich fürchte beinahe, ich habe sie gelangweilt,« entgegnete der Hänfling. »Ich habe ihr nämlich tatsächlich eine Geschichte mit einer Moral erzählt.«

»Oh! Dies ist immer äußerst gefährlich,« versetzte die Ente.

Und ich stimme völlig mit ihr überein.



Die besondere Rakete

DES KÖNIGS SOHN SOLLTE BALD vermählt werden, und so herrschte allgemeine Freude. Er hatte ein ganzes Jahr auf seine Braut gewartet, und endlich war sie gekommen. Sie war eine russische Prinzessin und war den ganzen Weg von Finnland in einem Schlitten gefahren, der von sechs Rentieren gezogen wurde. Der Schlitten glich einem großen goldenen Schwan, und zwischen des Schwanes Flügeln ruhte die kleine Prinzessin. Ihr langer Hermelinmantel reichte bis zu ihren Füßen, auf ihrem Haupte saß eine winzige Haube aus Silberfäden, und sie war blass wie der Schneepalast, in dem sie bis dahin gelebt hatte. So blass war sie, dass alle Leute darob verwundert waren, als sie durch die Straßen fuhr. »Sie ist wie eine weiße Rose!« riefen sie und warfen Blumen von den Balkonen auf sie herab.

Am Tor des Schlosses erwartete der Prinz sie. Er hatte verträumte veilchenblaue Augen, und sein Haar glich gesponnenem Gold. Als er sie erblickte, kniete er nieder und küsste ihre Hand.

»Euer Bildnis war schon wunderschön,« flüsterte er, »aber Ihr übertrefft noch Euer Bildnis;« und die kleine Prinzessin errötete.

»Zuvor glich sie einer weißen Rose,« sagte ein junger Page zu seinem Nachbarn, »aber nun gleicht sie einer roten Rose;« und der ganze Hof war entzückt.

Die nächsten drei Tage sagten alle, »weiße Rose, rote Rose, weiße Rose, rote Rose;« und der König ließ das Gehalt des Pagen verdoppeln. Da dieser überhaupt kein Gehalt bekam, nützte ihm das nicht viel, galt aber als große Ehre und wurde gebührend im Staatsanzeiger erwähnt.

Als die drei Tage um waren, wurde Hochzeit gefeiert. Es war eine prunkvolle Feier, und Braut und Bräutigam schritten Hand in Hand unter einem Baldachin aus purpurrotem Samt, der mit winzigen Perlen bestickt war. Danach gab es ein

Staatsbankett, das fünf Stunden währte. Der Prinz und die Prinzessin führten den Vorsitz in der Großen Halle und tranken aus einem kristallinen Becher. Nur treue Liebende konnten aus diesem Becher trinken, denn sobald treulose Lippen ihn berührten, wurde er grau und trübe und dunkel.

»Es ist ganz klar, dass sie einander lieben,« sprach der kleine Page, »kristallklar!«, und der König verdoppelte sein Gehalt abermals. »Welche Ehre!« riefen alle Höflinge.

Auf das Bankett sollte ein Ball folgen. Die Brautleute sollten den Rosentanz tanzen, und der König hatte versprochen, Flöte zu spielen. Er spielte sehr schlecht, gleichwohl hatte niemand je gewagt, ihm das zu sagen, da er ja König war. Fürwahr kannte er nur zwei Melodien und war sich nie ganz sicher, welche er gerade spielte; aber das machte nichts, denn bei allem, was er tat, rief jedermann, »Entzückend! Entzückend!«

Der letzte Programmpunkt war ein großes Feuerwerksspiel, das genau um Mitternacht aufgeführt werden sollte. Die kleine Prinzessin hatte noch nie in ihrem Leben ein Feuerwerk gesehen, und so hatte der König angeordnet, dass der Königliche Feuerwerker am Tag ihrer Hochzeit zugegen sein sollte.

»Was ist ein Feuerwerk?« fragte sie den Prinzen, als sie eines Morgens auf der Terrasse lustwandelte.

»Es ist wie das Nordlicht,« versetzte der König, der immer auf Fragen antwortete, die an andere Leute gerichtet waren, »nur viel natürlicher. Ich für mein Teil ziehe es sogar den Sternen vor, da man immer weiß, wann es losgeht, und es ist herrlich wie mein Flötenspiel. Du musst es unbedingt sehen.«

So war am einen Ende des königlichen Gartens ein großes Gerüst errichtet worden, und sobald der Königliche Feuerwerker alles an seinen rechten Platz getan hatte, begannen die Feuerwerkskörper miteinander zu reden.

»Die Welt ist wirklich wunderschön,« rief ein kleiner Schwärmer. »Guck nur diese gelben Tulpen an. Ei! wären sie echte Knaller, sie könnten nicht

bezaubernder sein. Ich bin heilfroh, dass ich herumgekommen bin. Reisen bildet wundervoll den Geist und räumt mit allen Vorurteilen auf, die man so hat.«

»Des Königs Garten ist nicht die Welt, du törichter Schwärmer,« sagte eine große römische Kerze; »die Welt ist riesengroß, und du würdest drei Tage brauchen, um sie gründlich kennen zu lernen.«

»Jeder Ort, den man liebt, bedeutet die Welt für einen,« rief ein nachdenkliches Feuerrad, das in seiner Jugend an einer alten Spanschachtel befestigt worden war und sich mit seinem gebrochenen Herzen brüstete; »doch die Liebe ist nicht mehr in Mode, die Dichter haben sie auf dem Gewissen. Sie schrieben so viel über sie, dass ihnen niemand mehr glaubte, was mich nicht wundert. Wahre Liebe leidet und schweigt. Ich entsinne mich, dass ich selbst einmal - - - Aber das tut jetzt nichts zur Sache. Die Romantik gehört der Vergangenheit an.«

»Unsinn!« versetzte die römische Kerze, »die Romantik wird nie aussterben. Sie ist wie der Mond und lebt ewiglich. Die Braut und der Bräutigam beispielsweise lieben einander herzinniglich. Heute morgen hörte ich alles über sie von einer Kartusche aus braunem Papier, die zufällig in derselben Lade wie ich lag und die neuesten Hofnachrichten kannte.«

Doch das Feuerrad schüttelte den Kopf. »Die Romantik ist tot, die Romantik ist tot, die Romantik ist tot,« murmelte es. Es gehörte zu jenen Leuten, die glauben, etwas, wiederholt man es nur immer und immer wieder, werde am Ende wahr.

Plötzlich war ein scharfes, trockenes Husten zu hören, und alles blickte sich um.

Es kam von einer großen, hochmütig dreinschauenden Rakete, die an das Ende eines langen Stockes gebunden war. Sie hustete stets, bevor sie eine Bemerkung machte, um so die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

»Hm! hm!« sprach sie, und jeder hörte hin, bis auf das arme Feuerrad, das immer noch den Kopf schüttelte und dazu murmelte, »die Romantik ist tot.«

»Ruhe! Ruhe!« schrie ein Knallkörper. Er war so etwas wie ein Politiker und hatte stets bei den örtlichen Wahlen eine hervorragende Rolle gespielt, daher wusste er die richtigen parlamentarischen Ausdrücke zu gebrauchen.

»Mausetot,« flüsterte das Feuerrad und schlief ein.

Sobald vollkommene Stille herrschte, hustete die Rakete ein drittes Mal und hob an. Sie sprach mit überaus gemessener und deutlicher Stimme, als ob sie ihre Memoiren diktierte, und blickte stets dem über die Schulter, den sie gerade anredete. In der Tat war sie äußerst vornehm.

»Wie glücklich trifft es sich für des Königs Sohn,« bemerkte sie, »dass er an eben dem Tage vermählt wird, an dem ich abgefeuert werden soll. Selbst wenn es vorher so arrangiert worden wäre, hätte es für ihn nicht besser kommen können; doch Prinzen haben immer Glück.«

»Herrjeh!« sagte der kleine Schwärmer, »ich dachte, es wäre genau umgekehrt, und wir sollten zu Ehren des Prinzen abgebrannt werden.«

»Das mag für dich zutreffen,« entgegnete sie; »in der Tat zweifle ich nicht daran, dass dem so ist, aber nicht bei mir. Ich bin eine ganz besondere Rakete und stamme von besonderen Eltern ab. Meine Mutter war das gefeiertste Feuerrad ihrer Zeit und berühmt für ihren anmutigen Tanz. Als sie ihre große öffentliche Vorstellung gab, drehte sie sich neunzehnmal, bevor sie ausging, und bei jedem Mal warf sie sieben rosa Sterne in die Luft. Sie hatte dritthalb Fuß im Durchmesser und war aus allerbestem Schießpulver. Mein Vater war eine Rakete wie ich und französischer Herkunft. Er flog so hoch, dass man fürchtete, er werde niemals wieder herabkommen. Er kam gleichwohl, denn er war von sanftem Gemüt und tat einen gar glänzenden Fall in einem Schauer aus goldenem Regen. Die Zeitungen schrieben über seine Leistung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. In der Tat nannte ihn der Staatsanzeiger einen Triumph der pylotechnischen Kunst.«

»Pyrotechnisch meinst du, pyrotechnisch,« sprach ein bengalisches Licht; »ich weiß, dass es pyrotechnisch heißt, denn so sah ich es auf meiner eigenen Büchse geschrieben.«

»Also ich sagte pylotechnisch,« entgegnete die Rakete in strengem Tone, und das bengalische Licht fühlte sich so erdrückt, dass es sogleich die kleinen Schwärmer einzuschüchtern begann, um darzutun, es sei trotzdem eine Person von einiger Bedeutung.

»Ich sagte gerade,« fuhr die Rakete fort, »ich sagte gerade - - - was sagte ich denn?«

»Du sprachst von dir,« erwiderte die römische Kerze.

»Natürlich; ich wusste doch, dass ich einen interessanten Gegenstand erörterte, als ich so rüde unterbrochen wurde. Ich verabscheue Rohheit und schlechte Manieren aller Art, denn ich bin äußerst empfindlich. Niemand auf der ganzen Welt ist so empfindlich wie ich, dessen bin ich gewiss.«

»Was ist ein empfindliches Wesen?« wollte der Schwärmer von der römischen Kerze wissen.

»Ein Wesen, das, weil es selber Hühneraugen hat, immerzu anderen Leuten auf die Zehen tritt,« entgegnete die römische Kerze kaum vernehmlich; und der Schwärmer platzte schier vor Lachen.

»Worüber lachst du denn bitte?« erkundigte sich die Rakete; »ich lache nicht.«

»Ich lache, weil ich glücklich bin,« erwiderte der Schwärmer.

»Das ist ein überaus selbstsüchtiger Grund,« versetzte die Rakete aufgebracht. »Welches Recht hast du, glücklich zu sein? Du solltest an andere denken. Du solltest wirklich an mich denken. Ich denke immerzu an mich, und ich erwarte eben dies von allen anderen. Das nennt man Mitgefühl. Es ist eine edle Tugend, und ich besitze es in hohem Maße. Nimm nur mal an, mir passierte was heute nacht, welch Unglück wäre das für jeden! Der Prinz und die Prinzessin könnten nie wieder glücklich sein, ihr ganzes Eheleben wäre zugrunde gerichtet; und was den König anbelangt, weiß ich, dass er niemals darüber hinwegkäme. Fürwahr,

sobald ich über die Bedeutung meiner Stellung nachzudenken beginne, bin ich beinahe zu Tränen gerührt.«

»Willst du anderen Vergnügen bereiten,« rief die römische Kerze, »dann solltest du lieber trocken bleiben.«

»Gewiss,« stieß das bengalische Licht aus, das nun aufgeräumter war; »das sagt dir schon der gemeine Verstand.«

»Der gemeine Verstand, fürwahr!« entrüstete sich die Rakete; »du vergisst, dass ich überhaupt nicht gemein, sondern etwas ganz Besonderes bin. Ei, gemeinen Verstand kann jeder besitzen, vorausgesetzt, er hat keine Phantasie. Ich aber habe Phantasie, denn ich denke an die Dinge nie, wie sie wirklich sind; ich denke sie mir immer ganz anders. Was das Trockenbleiben anbelangt, so ist hier offensichtlich niemand, der ein gefühlsbetontes Wesen überhaupt zu schätzen vermag. Glücklicherweise macht mir dies nichts aus. Das einzige, was einen im Leben aufrecht hält, ist das Bewusstsein der ungeheuren Inferiorität aller anderen, und eben dieses Gefühl habe ich immer kultiviert. Doch keiner von euch hat Herz. Ihr lacht und vergnügt euch, gerade so, als hätten der Prinz und die Prinzessin sich nicht eben vermählt.«

»Warum denn nicht,« rief ein winziger Feuerball. »Handelt es sich doch um eine mehr als freudige Gelegenheit, und wenn ich in die Lüfte entschwebe, will ich den Sternen alles darüber berichten. Du wirst sie funkeln sehen, wenn ich ihnen von der hübschen Braut erzähle.«

»Ach! Welch triviale Lebensauffassung!« versetzte die Rakete; »doch ich habe nichts anderes erwartet. Es steckt nichts in dir; du bist hohl und leer. Ei, vielleicht leben der Prinz und die Prinzessin einmal in einem Land, das ein tiefer Fluss durchquert, vielleicht haben sie einen einzigen Sohn, einen kleinen blondgelockten Jungen mit veilchenblauen Augen wie der Prinz selber; vielleicht geht er eines Tages mit seiner Amme aus; vielleicht schläft die Amme unter einem großen Fliederbaum ein; und vielleicht fällt der kleine Junge in den tiefen Fluss und ertrinkt. Welch schreckliches Unglück! Arme Menschen, ihren

einzigsten Sohn zu verlieren! Es ist in der Tat entsetzlich! Ich werde nie darüber hinwegkommen.«

»Aber sie haben ja gar nicht ihren einzigen Sohn verloren,« sagte die römische Kerze; »ihnen ist überhaupt kein Unglück zugestoßen.«

»Das habe ich auch nicht behauptet,« erwiderte die Rakete; »ich sagte nur, es könnte geschehen. Hätten sie ihren einzigen Sohn wirklich verloren, dann wäre es fruchtlos, ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren. Ich verabscheue Leute, die verschütteter Milch wegen großes Aufhebens machen. Doch wenn ich daran denke, dass sie ihren einzigen Sohn verlieren könnten, so bin ich unfehlbar sehr affiziert.«

»Unfehlbar!« rief das bengalische Licht. »In der Tat bist du das affektierteste Geschöpf, das mir je vor Augen gekommen ist.«

»Du bist das rohste Geschöpf, das mir je vor Augen gekommen ist,« versetzte die Rakete, »und kannst meine Freundschaft für den Prinzen nicht begreifen.«

»Aber du kennst ihn ja nicht einmal,« brummte die römische Kerze.

»Ich habe nie behauptet, ihn zu kennen,« entgegnete die Rakete. »Ich wage sogar zu behaupten, dass ich, würde ich ihn kennen, durchaus nicht sein Freund wäre. Es ist ein gar gefährlich Ding, seine Freunde zu kennen.«

»Du solltest lieber trocken bleiben,« sagte der Feuerball. »Das ist das Wichtigste.«

»Sehr wichtig für dich, zweifelsohne,« antwortete die Rakete, »aber ich weine, wann es mir beliebt;« und wahrlich brach sie in echte Tränen aus, die gleich Regentropfen ihren Stock hinunterrannen und beinahe zwei kleine Käfer ersäuft hätten, die gerade daran dachten, ein Haus zu bauen, und nach einem hübschen trockenen Ort, wo sie wohnen könnten, Ausschau hielten.

»Sie muss ungeheuer romantisch veranlagt sein,« sagte das Feuerrad, »denn sie weint, wo es gar nichts zu weinen gibt,« stieß einen tiefen Seufzer aus und dachte an die Spanschachtel.

Die römische Kerze aber und das bengalische Licht waren ganz entrüstet und hörten nicht auf, »Humbug! Humbug!« aus voller Stimme zu rufen. Sie waren ungemein praktisch veranlagt, und immer, wenn sie etwas einzuwenden hatten, riefen sie »Humbug«.

Da ging der Mond auf wie ein wundervolles silbernes Schild; die Sterne begannen zu funkeln, und Musik ertönte aus dem Palast.

Der Prinz und die Prinzessin führten den Tanz an. Sie tanzten so wunderschön, dass die hohen weißen Lilien beim Fenster hereinflugten und ihnen zusahen, während die großen roten Mohnblumen die Köpfe wiegten und den Takt schlugen.

Dann schlug es zehn Uhr, dann elf, dann zwölf, und mit dem letzten Schlag der Mitternacht begab sich alles auf die Terrasse hinaus, und der König schickte nach dem Königlichen Feuerwerker.

»Das Feuerwerk soll beginnen,« sprach der König; der Königliche Feuerwerker machte einen tiefen Bückling und schritt bis zum unteren Ende des Gartens. Er hatte sechs Gehilfen bei sich, von denen jeder eine flammende Fackel an einer langen Stange trug.

Es war wirklich ein prächtiges Schauspiel.

Zzz! Zzz! machte das Feuerrad, als es sich im Kreise drehte. Bum! Bum! machte die römische Kerze. Dann tanzten die Schwärmer überallhin, und die bengalischen Lichter färbten alles scharlachrot. »Lebt wohl,« rief der Feuerball, als er davon schwebte und winzige blaue Funken verstreute. Peng! Peng! erwiderten die Knallkörper, die sich riesig amüsierten. Alles war ein großer Erfolg, bis auf die besondere Rakete. Sie war vom Weinen so feucht, dass sie überhaupt nicht losgehen konnte. Das Beste an ihr war das Schießpulver, und das war von den Tränen so nass, dass es zu nichts nütze war. All ihre armselige Verwandtschaft, zu der sie höchstens mit einem Naserümpfen sprach, stieg zum Himmel auf wie wunderbare goldene Blumen mit Blüten aus Feuer. Heiße! Heiße! rief der Hof; und die kleine Prinzessin lachte vor Freude.

»Ich nehme an, sie heben mich für eine ganz große Gelegenheit auf,« sprach die Rakete; »zweifelsohne deutet alles darauf hin,« und sie sah hochmütiger drein denn je.

Am nächsten Tag kamen die Arbeiter, um alles aufzuräumen. »Offenbar ist dies eine Abordnung,« sagte die Rakete; »ich will sie mit gebührender Würde empfangen:« also steckte sie die Nase in die Luft und begann die Stirn in strenge Falten zu legen, als ob sie über etwas höchst Bedeutsames nachdächte. Doch man nahm gar keine Notiz von ihr. Erst als sie gehen wollten, erblickte sie einer der Arbeiter. »Hallo!« rief er, »was für eine schlechte Rakete!« und warf sie über die Mauer in den Graben.

»*Schlechte Rakete? Schlechte Rakete?*« sprach sie, als sie durch die Luft wirbelte; »unmöglich! *Mächtige Rakete*, das hat der Mann gesagt. *Schlecht* und *mächtig* klingt so ähnlich und ist in der Tat oft dasselbe;« und fiel in den Schlamm.

»Hier ist es nicht gerade gemütlich,« bemerkte sie, »doch zweifelsohne handelt es sich um einen modischen Badeort, und man hat mich meiner angegriffenen Gesundheit wegen hier hergeschickt. Gewiss sind meine Nerven sehr mitgenommen, und ich brauche Ruhe.«

Da schwamm ein kleiner Frosch mit hellglitzernden Augen und einer grüngesprenkelten Kappe auf sie zu.

»Ein neuer Ankömmling, wie ich sehe!« sprach der Frosch. »Nun, schließlich geht auch nichts über den Schlamm. Hab ich nur Regenwetter und einen Graben, so bin ich vollkommen glücklich. Glaubst du, es wird ein feuchter Nachmittag? Das hoffe ich inständig, doch der Himmel ist ganz blau und wolkenlos. Wie schade!«

»Hm! Hm!« sagte die Rakete und begann zu husten.

»Was für eine angenehme Stimme du hast!« rief der Frosch. »In der Tat klingt sie wie Gequak, und Quaken ist selbstredend der harmonischste Klang auf der Welt. Heute Abend wirst du unseren Gesangverein hören. Wir haben unseren

Sitz im alten Ententeich beim Gutshaus, und sobald der Mond aufgeht, fangen wir an. Es ist so überwältigend, dass alles wach liegt, um uns zu lauschen.

Fürwahr hörte ich erst gestern die Pächtersfrau zu ihrer Mutter sagen, sie könne unseretwegen die ganze Nacht kein Auge zutun. Es ist höchst erfreulich, wenn man so beliebt ist.«

»Hm! Hm!« versetzte die Rakete böse. Es ärgerte sie sehr, dass sie kein einziges Wort einzuwerfen vermochte.

»Eine angenehme Stimme, gewiss,« fuhr der Frosch fort; »ich hoffe, du kommst zum Ententeich rüber. Ich bin auf der Suche nach meinen Töchtern. Ich habe sechs wunderschöne Töchter und fürchte sehr, der Hecht könnte ihnen begegnen. Er ist ein schreckliches Ungeheuer und würde keinen Augenblick zögern, sie zum Frühstück zu verspeisen. Also, auf Wiedersehen: mir hat unsere Unterredung sehr gefallen, des kannst du sicher sein.«

»Unterredung ist gut!« versetzte die Rakete. »Du hast die ganze Zeit selbst geredet. Das ist keine Unterredung.«

»Einer muss doch zuhören,« entgegnete der Frosch, »und ich übernehme das Reden gern. Das spart Zeit und beugt Streitigkeiten vor.«

»Aber ich liebe Streit,« sprach die Rakete.

»Hoffentlich nicht,« erwiderte der Frosch selbstgefällig. »Streit ist etwas ganz Gemeines, denn in der guten Gesellschaft sind alle genau derselben Meinung. Also nochmals auf Wiedersehen; dort hinten sind meine Töchter;« und der kleine Frosch schwamm fort.

»Du kannst einen ganz schön aufregen,« versetzte die Rakete, »und bist sehr schlecht erzogen. Ich verabscheue Leute, die wie du unablässig von sich selber reden, wenn man wie ich von sich selbst reden will. Dies nenne ich Egoismus, und Egoismus ist etwas ganz Abscheuliches, besonders für jemanden von meiner Gemütsart, denn ich bin für mein mitfühlendes Wesen wohlbekannt. Du solltest dir fürwahr an mir ein Beispiel nehmen; du könntest kein besseres Vorbild finden. Da sich nun die Gelegenheit bietet, solltest du sie lieber nützen,

denn ich kehre in Bälde an den Hof zurück. Ich stehe in großer Gunst bei Hofe; so wurden gestern der Prinz und die Prinzessin mir zu Ehren vermählt.

Selbstredend weißt du nichts von all dem, denn du bist ja ein Bauerntrampel.«

»Es hat keinen Sinn, mit ihm zu reden,« sagte eine Libelle, die oben auf einer großen braunen Binse saß; »gar keinen Sinn, denn er ist schon fort.«

»Nun, dies ist sein Pech, nicht meines,« erwiderte die Rakete. »Ich werde nicht aufhören, mit ihm zu reden, bloß weil er nicht aufmerkt. Ich höre mich gerne reden. Es zählt zu meinen größten Freuden. Ich führe oft ganz alleine lange Unterhaltungen und bin so klug, dass ich zuweilen kein einziges Wort von dem begreife, was ich sage.«

»Dann solltest du unbedingt philosophische Vorlesungen halten,« versetzte die Libelle; breitete ihre beiden entzückenden Florflügel aus und entschwebte gen Himmel.

»Wie ungemein töricht von ihr, nicht hier zu bleiben!« sagte die Rakete. »Ich bin überzeugt, ihr bietet sich nicht oft eine solche Gelegenheit, ihren Geist zu bilden. Mir jedoch ist das völlig gleich. Ein Genie wie ich kann sicher sein, dass es eines Tages seine Anerkennung findet;« und sie versank ein wenig tiefer im Schlamm.

Nach einer Weile kam eine große weiße Ente auf sie zugeschwommen. Sie hatte gelbe Beine, Füße mit Schwimmhäuten und galt ihres Watschelns wegen als große Schönheit.

»Quak, quak, quak,« sagte sie. »Wie sonderbar du aussiehst! Darf ich mir die Frage erlauben, ob du so geboren wurdest oder ob es die Folge eines Unfalls ist?«

»Es ist ganz offenkundig, dass du nur auf dem Lande gelebt hast,« erwiderte die Rakete, »sonst wüsstest du, wer ich bin. Ich verzeihe dir jedoch deine Unwissenheit. Es wäre unbillig, von anderen Leuten zu erwarten, dass sie so einzigartig sind wie man selbst. Du wirst zweifelsohne überrascht sein zu hören,

dass ich zum Himmel auffliegen und in einem Schauer aus goldenem Regen herabkommen kann.«

»Davon halt ich nicht viel,« versetzte die Ente, »da ich nicht einsehen kann, wem das nützen soll. Doch könntest du die Felder pflügen wie der Ochse oder einen Wagen ziehen wie das Pferd oder die Schafe hüten wie der Schäferhund, das wäre was.«

»Meine Gute,« rief die Rakete in überaus anmaßendem Tone, »ich sehe, du gehörst zu den unteren Klassen. Jemand meines Ranges kann niemals nützlich sein. Wir besitzen gewisse Fertigkeiten, und das ist mehr als genug. Ich persönlich hege keinerlei Sympathie für irgendeine Beschäftigung, am allerwenigsten für jene Beschäftigungen, die du anzuempfehlen scheinst. Vielmehr bin ich immer der Ansicht gewesen, dass schwere Arbeit nur die Zuflucht von Leuten ist, die sonst nichts zu tun haben.«

»Gut, gut,« versetzte die Ente, die sehr friedfertig war und sich nie auf Streit einließ, »jeder hat einen anderen Geschmack. Ich hoffe jedenfalls, du willst hier wohnen.«

»O nein! Um Gottes willen,« rief die Rakete. »Ich bin nur zu Besuch hier, ein vornehmer Besuch. Tatsache ist, dass ich diesen Ort ziemlich langweilig finde. Hier gibt es weder Gesellschaft noch Einsamkeit. Im Grunde ist hier alles unfein. Wahrscheinlich werde ich an den Hof zurückkehren, denn ich weiß, ich bin dazu bestimmt, Aufsehen in der Welt zu erregen.«

»Auch ich hatte einst mit dem Gedanken gespielt, ins öffentliche Leben zu treten,« bemerkte die Ente; »es gibt so vieles, das reformbedürftig ist. Ich übernahm auch wirklich einmal den Vorsitz in einer Versammlung, und wir erließen Beschlüsse, die alles verurteilten, was uns nicht passte. Allerdings schienen sie wenig Wirkung zu zeitigen. Nun widme ich mich ganz der Häuslichkeit und kümmere mich um meine Familie.«

»Ich bin für das öffentliche Leben wie geschaffen,« versetzte die Rakete; »und ebenso all meine Verwandten, selbst die bescheidensten. Überall erregen wir

großes Aufsehen. Ich selbst habe mich noch nicht ins Licht der Öffentlichkeit begeben, wenn ich es aber tue, wird es ein herrlicher Anblick sein. Was die Häuslichkeit anbelangt, so lässt sie einen schnell altern und lenkt den Geist von Höherem ab.«

»Ach! das Höhere im Leben, das ist was Schönes!« versetzte die Ente; »es erinnert mich daran, wie hungrig ich bin:« schwamm die Strömung hinunter und sagte »Quak, quak, quak.«

»Komm doch zurück! Komm zurück!« schrie die Rakete, »ich habe dir noch viel zu sagen;« aber die Ente beachtete sie nicht mehr. »Ich bin froh, dass sie fort ist,« sprach sie zu sich, »sie hat eindeutig kleinbürgerliche Vorstellungen;« versank noch etwas tiefer im Schlamm und begann über die Einsamkeit des Genies zu grübeln, als unversehens zwei kleine Jungen in weißen Kitteln am Ufer entlang liefen, mit einem Kessel und Reisigbündeln.

»Dies muss die Abordnung sein,« sagte die Rakete und suchte sehr würdevoll drein zu sehen.

»Hallo!« rief einer der Jungen, »guck dir mal diesen alten Stecken an! Wie der wohl hier herkam;« und er holte die Rakete aus dem Graben.

»*Alter Stecken!*« sprach die Rakete, »unmöglich! *Goldner Stecken*, das hat er gesagt. Goldner Stecken ist sehr schmeichelhaft. Er verwechselt mich fürwahr mit einem der Würdenträger vom Hof!«

»Werfen wir ihn ins Feuer!« sagte der andere Junge, »so siedet der Kessel schneller.«

Also schichteten sie das Reisig aufeinander, legten die Rakete obendrauf und machten Feuer.

»Das ist großartig,« rief die Rakete, »sie wollen mich am helllichten Tage abschießen, damit mich jeder sehen kann.«

»Nun wollen wir schlafen gehen,« sagten sie, »und wenn wir aufwachen, wird der Kessel kochen;« legten sich ins Gras und schlossen die Augen.

Die Rakete war sehr feucht, und so dauerte es lange, bis sie brannte. Endlich aber erfasste das Feuer sie.

»Jetzt gehe ich gleich los!« rief sie und machte sich ganz steif und gerade. »Ich weiß, ich werde höher noch steigen als die Sterne, höher noch als der Mond, höher noch als die Sonne. Ich werde fürwahr so hoch steigen, dass - - - «

Fzzz! Fzzz! Fzzz! und sie flog schnurstracks nach oben.

»Herrlich!« rief sie, »so wird's ewig weitergehen. Was für ein Erfolg ich bin!«

Doch niemand sah sie.

Da fühlte sie unvermerkt allenthalben ein eigentümliches Prickeln.

»Jetzt werde ich gleich explodieren,« rief sie. »Ich werde die ganze Welt in Brand stecken und solchen Lärm veranstalten, dass man ein ganzes Jahr lang von nichts anderem sprechen wird.« Und sie explodierte wirklich. Peng! Peng! Peng! machte das Schießpulver. Daran gab es nichts zu deuteln.

Doch niemand hörte sie, nicht einmal die beiden kleinenjungen, denn die waren fest eingeschlafen.

Das einzige, was von ihr übrig blieb, war der Stecken, und er fiel auf den Rücken einer Gans herab, die beim Graben spazieren ging.

»Ach du lieber Himmel!« schrie die Gans. »Es regnet Stöcke;« und flüchtete ins Wasser.

»Ich wusste ja, dass ich großes Aufsehen erzeuge,« hauchte die Rakete und verging.

Nachwort

*»>Beauty is Truth, Truth Beauty.<- That is all
Ye know on Earth, and all ye need to know.«
John Keats*

IM MAI 1888 erschien die Erstausgabe von »The Happy Prince and other Tales«, illustriert von Jacomb Hood und Walter Crane; es war die erste Sammlung mit Wildeschen Märchen (ermutigt durch den Erfolg, ließ Oscar Wilde im Jahre 1891 die Sammlung »A House of Pomegranates« folgen) und sie enthielt fünf Erzählungen.

Oscar Wilde hat diese Erzählungen in die Form des Kunstmärchens gekleidet und ist den Konventionen der Gattung Märchen in stofflicher (so finden sich wiederholte Anspielungen auf Motive, Situationen und Figuren aus der Welt des Märchens, insbesondere aus derjenigen Hans Christian Andersens; man denke nur an das Streichholzmädchen, die Nachtigall, die Mutter mit dem kranken Kind) wie auch in formaler Hinsicht (der Sprachduktus und die Erzählhaltung ähneln in vielem denen herkömmlicher Märchen; der moralische Anspruch bleibt gewahrt) gefolgt.

Bei näherer Betrachtung lassen sich jedoch gewichtige Verschiebungen stilistischer und thematischer Natur erkennen. Oscar Wilde greift auf das schon in der Antike bei Xenophon und Horaz geltende Stilideal der Simplizität, der kunstvollen Kunstlosigkeit zurück, bei dem die höchste künstlerische Anstrengung hinter einer einfach und natürlich anmutenden Sprache und Darstellungsweise versteckt werden soll - im traditionellen Märchen fehlen diese unter einer schönen und glänzenden Oberfläche verborgene Tiefe und literarische Ambition. Dieses Vorgehen eines Autors bezeichnet Jorge Luis Borges als »klassisches« - im Gegensatz zum »romantisch-expressiven« - ; dem Verdecken oder zumindest behutsamen Einsetzen der literarischen Mittel gesteht er dabei höchsten künstlerischen Rang zu. »Die geringe Rolle, die bei Wilde die

>Technik< spielt, kann als Beweis für seine Größe schlechthin gelten.« Dennoch verhält es sich natürlich nicht so, dass die »Technik« in den Märchen wie auch in den Gedichten, Theaterstücken und Prosatexten fehlt, vielmehr bedient sich Oscar Wilde ihrer so subtil und virtuos, dass sie nach außen hin kaum zu bemerken ist. In >The Decay of Lying< wird Stil unter Berufung auf Goethe als selbstaufgelegte Beschränkung des Künstlers definiert, notwendige Bedingung jeder geglückten Kunst: »In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.« Diese Maxime versucht Oscar Wilde literarisch umzusetzen. So stellt er Stilmittel und Technik nicht zur Schau, sondern setzt sie - gleichsam verdeckt - ökonomisch und den von ihm beabsichtigten Zwecken angemessen ein. Aus diesem Grunde werden sie nicht wie im Manierismus - obgleich beispielsweise Wildes Metaphorik manieristische Strukturen aufweist - zu Selbstzweck und unverbindlichem Spiel.

Der Zweck, den Wilde in diesen Märchen verfolgt - neben der reinen Lust am Erzählen - , lässt sich auf zweifache Weise bestimmen. Hierzu ist es erforderlich, das allen Erzählungen gemeinsame Thema auf zwei verschiedene Ebenen zu verlagern, die dennoch im Text selbst untrennbar miteinander verbunden bleiben, eine moralische und eine ästhetische. - Auf der moralischen Ebene thematisiert Oscar Wilde die Frage nach dem rechten Leben und die Suche des Menschen nach Glück. Dieses Thema wird in den einzelnen Märchen verschiedenfältig variiert und von einer Anzahl von Motiven instrumentiert. In der Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Egoismus und Opferbereitschaft werden die Möglichkeiten persönlicher Glückserfüllung und allgemeinen Glücks erörtert. Um diese Frage anschaulich und literarisch verkleidet diskutieren zu können, führt Oscar Wilde in den Märchen drei Modelle vor, die zu einem glücklichen Leben führen können: die praktische Philosophie des Hedonismus, das Streben nach Reichtum und das christliche Ideal der Nächstenliebe.

Der glückliche Prinz vertritt die erste Richtung. Vor seiner Verwandlung lebte er in seinem Palast Sanssouci, durch mächtige Mauern von der Welt abgeschlossen (Wilde verwendet das Motiv der Abgeschlossenheit und Isolation auch im >Selfish Giant<, dessen Garten ebenfalls von einer hohen Mauer umgrenzt wird), nur der Lust und war allein unter der Voraussetzung glücklich zu nennen, »if pleasure be happiness«. Diese Lebensweise, die für wenige Auserwählte überhaupt möglich ist und lediglich momentweise Glück gewährt - solange nämlich der Sinnengenuss anhält - , wird durch den Fortgang der Erzählung von Oscar Wilde verworfen: man kann die Augen vor dem Elend der Welt nicht verschließen und nur für das eigene Vergnügen leben.

Das zweite Modell trifft auf den Großteil der Menschheit zu. Die meisten Menschen streben nicht nach höheren Werten und der Realisierung von Idealen, sondern nach äußerlich mess- und sichtbarem Reichtum: durch ihn glauben sie glücklich zu werden (»the living always think that gold can make them happy,« spricht der geläuterte Prinz; »everybody knows that jewels cost far more than flowers,« sagt das Mädchen zu dem Studenten, obgleich alles Gold der Welt die rote Rose nicht aufwiegen kann). Auch diese zweite Möglichkeit wird von Oscar Wilde wegen ihrer egoistischen und materialistischen Implikationen abgelehnt.

Der dritte und edelste Weg zum Glück wird von den Protagonisten der Märchen beschritten, von der Nachtigall, dem Prinzen, der kleinen Schwalbe, dem Riesen und dem kleinen Hans: sie alle verrichten »good actions« und bringen unerhörte Opfer. Jedoch ist auch dieser Weg, so deutet Oscar Wilde an, für das diesseitige Leben nicht gangbar. Alle Personen, die sich für diesen Weg entschieden haben, scheitern, da ihr Opfer wirkungs- und damit sinnlos ist und nur ihren Tod mit sich bringt.

Für sich gesehen, mögen dennoch alle drei Wege zum Glück individuell und kurzfristig begehbar sein; allgemein-gesellschaftlich und auf Dauer gesehen sind sie jedoch Holzwege. Oscar Wilde verwirft durch die Erkenntnis ihrer Unmöglichkeit jedes der drei Modelle und gibt zu verstehen, dass man im Leben

niemals wirklich glücklich werden kann. Doch gibt es erlesene Augenblicke, in denen man vorübergehend Glück erfahren kann (»Life is only some exquisite moments,« heißt es in >A Woman of no Importance<. Diese Auffassung nähert sich dem ersten Modell, dem epikuräischen).

An jedem einzelnen der Märchen zeigt Wilde, dass die Menschen letztlich einer Täuschung oder Selbsttäuschung erliegen. Die Nachtigall, der Prinz und die Schwalbe haben sich umsonst geopfert; der arme Poet glaubt, der Saphir komme von einem unbekannten Bewunderer und man beginne ihn nun zu schätzen; das Streichholzmädchen hält den kostbaren Saphir für ein Stück Glas; die Rakete meint etwas ganz Besonderes zu sein. Auch bei der Charakterisierung der anderen Figuren greift Wilde auf das Motiv der Täuschung mit feiner Ironie zurück: so beispielsweise bei dem Professor für Ornithologie, dem Bürgermeister, dem Kunstprofessor, dem Studenten, dem Mädchen und dem Riesen. Sie alle bleiben in einer ständigen Täuschung und Selbsttäuschung befangen. Sie leben nach dem Fall, sie haben das Paradies verwirkt. Sie sind nicht mehr rein und naiv genug, um trotz ernüchternder und schmerzlicher Erfahrungen noch glauben zu können, noch reichen ihr Denkvermögen und ihre Erkenntnisfähigkeit aus, um das Paradies, nach dem sie sich sehnen, in das Reich der Phantasie verlegen zu können.

Auch die Liebe - eines der »secrets of life« und eines der Leitmotive der Märchen - erweist sich als Täuschung und Enttäuschung. Sowohl die kleine Schwalbe als auch der Student müssen bittere Erfahrungen machen (wie beispielsweise auch die Charaktere in Wildes Theaterstücken). In den Personen äußert sich eine Sehnsucht nach Liebe und Glück, die niemals erfüllt werden kann. So sind die Märchen von einer Trauer um das verlorene und nicht zu erreichende Glück getragen. Nicht einmal im Tod, wie auch >Salome< zeigt, kann die Erfüllung gefunden werden.

Das Paradies liegt für Oscar Wilde im Reiche der Kunst. Nur dort - im >Happy Prince< versinnbildlicht durch die mythopoetische Schilderung von Ägypten -

kann man Glück erfahren und sich von der Schwere und dem Leid des Lebens lösen. Doch auch diese Möglichkeit einer Glückserfahrung, die Analogien zum hedonistischen Prinzip aufweist, wird von Wilde wieder relativiert. Denn wie er auf der moralischen Ebene die grundlegende Frage nach dem Sinn und Zweck alles menschlichen Handelns stellt, fragt er auf der ästhetischen nach dem Sinn und Nutzen der Kunst («What is the use of a statue if it cannot keep the rain off?» möchte die Schwalbe wissen; »as he is no longer beautiful he is no longer useful,« verkündet der Kunstprofessor). Die Antwort auf beide Fragen, die ironisch verkleidet und nur zwischen den Zeilen herauszulesen ist, verweist auf die Hinfälligkeit und Endlichkeit menschlichen Tuns (so wie in dem Motiv der Täuschung die Schwäche und Vergeblichkeit menschlicher Erkenntnis dargestellt ist). Auch die Schönheit des Kunstwerks ist lediglich Abbild der ursprünglichen, paradiesischen Schönheit.

Diese überirdische Schönheit ließe sich nur im vollkommenen Kunstwerk finden, das identisch wäre mit einem geglückten, erfüllten Leben. Ein solches Leben und ein solches Kunstwerk verwirklichen zu wollen, bleibt jedoch für Oscar Wilde a priori ein vergebliches Unterfangen. So entrückt er die Kunst in die Sphäre des Idealischen, wo es ihr im Moment der äußersten Konzentration gelingt, die Illusion von Schönheit und Einheit zu vermitteln. Im >Leben< vermag sie weder auf moralischem Gebiet Lebenshilfe zu leisten noch auf der ästhetischen Ebene reinen, autonomen Genuss (im Sinne der Forderung »l'Art pour l'Art«) zu bieten.

Die Kunst wird in den Märchen von den schönen Gegenständen verkörpert, der Statue des Prinzen und der roten Rose. Sinnbild des Künstlers ist die Nachtigall, die das Kunstwerk, die Rose, aus Mondlicht und Musik schafft. Auch in diesem Gleichnis, in dem die Kunst sich selbst zum Thema wird, stellt Oscar Wilde die Vergeblichkeit und das Scheitern aller menschlichen Anstrengung dar: Wie alles Irdische unterliegt auch die Kunst dem Verfall und dem Tod. Das Standbild wird eingeschmolzen, die Rose zertreten. Die tragische

Ironie liegt zudem darin, dass es sich um Akte menschlicher Willkür handelt: Der Mensch zerstört das Schöne und zugleich sich selbst. Das Opfer des Künstlers, die Aufgabe des eigenen Lebens für die Kunst, war sinnlos: Niemand weiß von dem Martyrium der Nachtigall oder vermag es zu würdigen. - Verhüllt unter einem schönen Schein, mit »wundervoll geschliffenen Worten« (Hugo von Hofmannsthal) reißt Oscar Wilde dem Leben ohne jede spektakuläre Geste die Maske ab, beraubt es eben seines schönen Scheins, hinter dem jedoch ein neuer Glanz hervorbricht.

Wolfram Benda

Lieber Buch- und Kunstfreund,

seit zwanzig Jahren veröffentliche ich in meiner kleinen Privatpresse unter Zugrundelegung radikaler Handarbeit Auserlesenerheiten der Weltliteratur. Die Exklusivität und Kompromisslosigkeit im Hinblick auf Konzeption und Qualität - limitierte Auflage zwischen 50 und 200 Exemplaren - und die Wahrung der überlieferten Kunstvorschriften und Forderungen an eine vorbildliche Leistung (Handsatz, Druck auf handgeschöpfte Papiere oder Pergament, Handeinbände in kostbaren Materialien) sowie die von renommierten zeitgenössischen Künstlern eigens geschaffenen Originalgraphiken sichern jeder Edition den Status des Individuellen und Originären.

Es ist mir eine Freude, mit Oscar Wildes Märchen zum vierten Mal bei dtv im Taschenbuch meine Arbeit einem breiteren Publikum präsentieren zu können. Da ich hier nur wenig mitzuteilen vermag, können Sie bei Interesse Ihre Anfrage direkt an mich richten.

The Bear Press
Dr. Wolfram Benda
Nibelungenstraße 14 • 95444 Bayreuth
Telefon 0921/81418

Der glückliche Prinz
Die Nachtigall und die Rose
Der selbstsüchtige Riese
Der ergebene Freund
Die besondere Rakete

»Die pikante Würze zeitgenössischer
Satire unterscheidet Wilde von
den reinen Märchenerzählern; aber sie
ist so delikats beigemengt,
daß die Illusion nicht zerstört wird.«

The Athenaeum

Deutscher Taschenbuch Verlag

ISBN 3-423-12838-0



9 783423 128384
DM 14,50 öS 106,-
ab 1.1.2002 € 7,50